

Joachim Böncke



Die Schule am Dom

herausgegeben vom
Verein ehemaliger Domschüler
und
Freundeskreis Domgymnasium Merseburg e.V.

Titelzeichnung von Zeide Jacob

3. Auflage 2015

hergestellt im Kopierverfahren durch:

Schreib- und Kopiercentre Baufeld GbR
Am Neumarkttor 1 – 06217 Merseburg

Exposé

Pfarrer Joachim Bönecke (1931 – 2010)

Die Schule am Dom

Aus der Schulgeschichte des über tausendjährigen Merseburg

Kein echter Merseburger zweifelt daran, dass das Merseburger Domgymnasium eine Schule mit alter Tradition ist. Vielleicht hält er den Raben für noch älter. Einige Leute wissen es genauer und sagen: Im Dezember 1575 wurde diese Schule gegründet.

Was aber war vor 1575 ? Im Jahre 1575 war der Schulbetrieb weiter gegangen im gleichen Gebäude mit mindestens teilweise den gleichen Lehrern und mit denselben Schülern. Was war 1575 anders geworden ? Und, wenn es die Domschule schon vorher gab, seit wann eigentlich ?

Merseburg war viele Jahrhunderte Sitz eines Bischofs. Jeder Bischof war gesetzlich verpflichtet, eine Domschule zu unterhalten. Das galt schon für den ersten Merseburger Bischof, der sein Amt in den Weihnachtstagen des Jahres 968 antrat. Woher hatte er die Schulräume, woher die Lehrer, woher die Schüler und woher die Schulbücher, die auch damals zu einer Schule gehörten? Was wurde damals unterrichtet? So viel sei schon verraten: Damals gab es keine Klassen, keine Zensuren, kaum Fachlehrer, aber etwa eben so viele Lehrer wie Schüler. Es gab so etwas Ähnliches wie Versetzungen, aber die Zeiträume bis zur nächsten Versetzung konnten sehr verschieden sein. Die Schüler gingen viele Jahre in diese Schule, viel länger als heute. Und mit ihrem Schulabschluss standen sie voll in ihrem Beruf

Was änderte sich, als Klassen mit Fachunterricht eingeführt wurde ? Was hatte die Gründung der Universität in Leipzig mit der Merseburger Domschule zu tun ? Wie war es in einer Schule ohne Leistungskontrollen, ohne Klassenarbeiten, ohne Abschlussprüfungen ? Und eines Tages kam ein neuer Rektor, der brauchte sehr viel Geld, denn er wollte keinen Schüler mehr tadeln, nur jedes anständige Betragen, jede fleißig Mitarbeit mit großzügigen Geschenken belohnen. Wer die Geschenke bekam, sollten die Schüler selbst entscheiden.

Nach ihm kam ein anderer Rektor, den nannten sie „den Mann nach der Uhr“. Bei ihm und bei jedem Schüler war jede Viertelstunde seines Lebens genau verplant. Wie lebt es sich bei solcher Ordnung ? Wann hatte man sein Planen satt? Wie lange ging man vor 250 Jahren in die Schule? Die Schule bestand damals aus sechs bis sieben Klassen. Wenn jemand drei bis fünf Jahre in dieselbe Klasse ging, dann war das normal. Wenn einer schon nach einem halben Jahr in die nächste Klasse versetzt wurde, dann war er ein Wunderkind. Warum musste man den armen Lehrer bedauern, wenn gleich mehrere Schüler auf einmal in eine höhere Klasse versetzt wurden ?

Wenn ein Schüler 8 1/2 Jahre in der gleichen Klasse saß, dann war das auch damals rekordverdächtig. Die Schüler in der oberen Klasse waren im Durchschnitt 26 Jahre alt. Aber sie waren Schüler und nicht immer brav. Wie war das eigentlich, als sich ein Lehrer mit einem Schüler aus der obersten Klasse in der Stadtkirche während des Gottesdienstes eine ganz zünftige Prügelei lieferte ? Wie war das, wenn sich auch in Friedenszeiten Schüler - auch noch sehr minderjährige Schüler - plötzlich im Soldatenrock wieder fanden ?

Davon und von manch anderem erzählt hier der Verfasser. Er hat sich dazu mit Ortsgeschichte, Schulgeschichte und Kirchengeschichte beschäftigt. Übrigens ist der Verfasser selbst in Merseburg geboren, ist in die Domschule gegangen und hat hier sein Abitur gemacht.

Joachim Bönecke

Die Schule am Dom

Gera 2001

Vorwort

Nach einem Wort von Leopold von Ranke soll Geschichtsschreibung „erzählen, wie es gewesen ist“. So erzählt die vorliegende Schrift die über tausendjährige Geschichte der Domschule in Merseburg. Sie erzählt, wie es mit sehr hoher Wahrscheinlichkeit auch in Merseburg gewesen ist. Wer aber genauer wissen will, wie sich das alles historisch belegen lässt, wer sich nicht scheut, sich durch einen Wald von wissenschaftlichen Anmerkungen hindurch zu arbeiten, der sei auf des Verfassers Schrift „Die Domschule und andere Schulen im über tausendjährigen Merseburg“ verwiesen.

Der Verfasser war Schüler der „Schule am Dom“ von 1941 bis 1949.

Gera im Dezember 2001

Joachim Bönecke

1. Teil

Wie alles begann

Der Fluss fließt von Süd nach Nord, vom Gebirge zum Meer. Den Fluss entlang führt eine uralte Straße: Wenn man den Fluss entlang wandern oder reiten oder fahren kann, hat man stets Wasser in der Nähe. Hier oder dort teilt sich der Fluss in zwei Arme und bildet dazwischen eine Insel. Die Flussarme sind etwas flacher und auch nicht so breit, wie der Fluss sonst ist. Man kann da leichter über den Fluss kommen, zu Pferd oder auch mit einem beladenen Wagen. So kreuzen sich hier die Handelsstraßen. Der Platz in der Nähe dieser Kreuzung wurde schon vor etwa 6000 Jahren in der frühen Steinzeit besiedelt, wie gefundene Gräber beweisen. Dort wohnte es sich gut, solange die Welt ringsumher friedlich war. Man gab Durchreisenden Quartier und Verpflegung. Dafür bekam man von ihnen Waren, die es am Ort nicht gab. Und man konnte sich erzählen lassen, was es Neues gibt in Nord und Süd, in Ost und West. Wer auch immer hier lebte, konnte gut miteinander auskommen, Sachsen und Thüringer, aber auch Sorben.

Auf den Straßen kamen nicht immer nur Leute in friedlicher Absicht. Feinde, die ins Land einfielen, nutzten auch gern Straße und Furt. Das konnten asiatische Reitervölker sein, aber auch Ungarn und Polen. Dann wehe denen, die ihnen in die Hände gerieten. Wer an solch gefährdeter Stelle wohnte, der musste wissen, wohin er im Notfall fliehen konnte.

Nördlich der Furt zieht sich ein längerer Hügel das Flussufer entlang. Früher, ehe man dort Kies abbaute, erstreckte er sich noch ein Stückchen weiter nach Norden als heute. Nach Osten, dem Fluss zugewandt, ist er ziemlich steil, nach Westen hin fällt er nicht ganz so steil ab. Vom Westen her kommen zwei kleinere Gewässer auf den Fluss zu. Sie fließen ganz dicht am Hügel entlang, eines erreicht den Fluss an der Nordspitze des Hügels, das andere an der Südspitze. Es sind eher Bäche als Nebenflüsse, aber bei Hochwasser können sie über die Ufer treten. Das Hochwasser sorgte für fruchtbaren Boden, aber auch für Morast und Sumpf. Schon vor Zeiten war das eine Gefahr für Mensch und Tier. Darum baute man seine Hütten gern auf den Hügel: Das Wasser zum Trinken war nicht weit, vor Hochwasser war man hier sicher und vom fruchtbaren Boden konnte man sich ernähren. Darum wohnten hier zwischen Fluss, Hügel und den beiden Bächen seit unvordenklichen Zeiten Menschen. Weil sie vor allem Feinde fürchteten, die von Südosten her kamen, bauten sie sich eine fast kreisrunde Wallanlage im Nordwesten des Hügels. Mit der Zeit wurde daraus eine Art Fluchtburg. Ringsum gab es keine dichten Wälder, aber es gab schon so manche Eiche und auch andere Bäume. So schirmten Büsche und Bäume die Fluchtburg ab vor der Blicken der Fremden.

Schon vor weit über tausend Jahren waren ihre Bewohner Christen. Mönche aus dem Kloster in Hersfeld hatten ihnen das Evangelium gebracht. Darum hatten sie sich auch eine kleine Kapelle gebaut. Der Frankenkönig hat ihnen dabei geholfen. In ihrer Fluchtburg fühlten sie sich sicherer, wenn ihnen die Kapelle ein Zeichen der Nähe des rettenden Gottes war. Ein Mönch aus dem Kloster Corvay hatte ihnen vom heiligen Veit erzählt, den er als guten Helfer in der Not schilderte. Er hatte ihnen einen kleinen Knochen des Heiligen mitgebracht. So weihten sie ihre Kapelle dem heiligen Veit. Vielleicht half er auch ihnen, wenn sie einmal in höchste Not gerieten.

Es gab dort auch einen Grafen. Die „Burg“ diente ihm als Wohnung. Das war freilich keine Burg, wie sie im späteren Mittelalter trutzig in der Landschaft standen, weithin sichtbar. Sie sollte unauffällig sein, aber im Notfall doch gegen irgendwelche Horden zu verteidigen.

Die Könige des Landes richteten ihr Augenmerk in besonderer Weise auf die Siedlungen im Grenzland. Sie meinten, es könne doch nicht genügen, wenn die Bewohner der Siedlung eine Fluchtburg haben, in die sie sich zurückziehen können, wenn der böse Feind in Sicht ist. In ihrer Burg mochten sie sich sagen: „Wenn die Feinde uns nicht sehen, dann ziehen sie vielleicht an uns vorbei ins Land hinein und tun anderen Leuten Böses.“ Dieser Meinung waren die Könige nicht. Sie sagten: „Nein, hier an der Grenze müssen sie aufgehalten werden, damit sie nicht erst unser Land durchziehen!“ Darum ließen sie eine zweite Burg bauen am Südostende des Hügels. Die Burgkapelle der Südburg wurde dem heiligen Bischof Martin geweiht, einem Mann, der zuerst ein Krieger gewesen war, ehe er ein Bischof wurde. Er sollte helfen im Kampf gegen die Feinde. Im Unterschied zu der „Aldenburg“ nannte man die neue Burg die „Sumpfburg“, mit damaligen Worten die „Mersiburg“. Unter diesem Namen erschien die ganze Siedlung um das Jahr 840 im Hersfelder „Zehntverzeichnis“, das die Orte aufzählte, in denen Christen wohnten, die den „Zehnten“ zu entrichten hatten.

Östlich der „Aldenburg“ war auf dem Hügel noch etwas Platz. Dort ließ einer der Grafen ein Kloster bauen. Vielleicht war das um das Jahr 900 der Graf Erwin. Das kann auch ein „klösterliches Stift“ gewesen sein, jedenfalls ein Ort, wo fromme Männer in ihren Zellen lebten. Für sie wurde eine große Kirche gebaut, deren Türme es weit über den Fluss hin allen zeigen sollten: „Hier ist der Gott der Christen mitten unter den Menschen.“ Auf festem Grund sollte die Kirche stehen, darum wurde sie dem Apostel Petrus geweiht, den der Herr einen Felsen genannt hatte. In diesem Kloster beteten und arbeiteten Mönche. Sie legten einen Weinberg an, denn Wein braucht man nun einmal für die Gottesdienste der Christen. Sie richteten eine Schule ein und nahmen hier Kinder und Heranwachsende auf. Das war Vorschrift für solche Klöster. Und die Mönche wussten: „Aus diesen Schulen kommt unser eigener Nachwuchs.“ Wo eine Schule ist, da werden auch Bücher gebraucht. Damals, viele Jahrhunderte vor der Erfindung des Buchdrucks, konnte man diese Bücher nicht einfach für billiges Geld im Laden kaufen. Darum gehörte zum Kloster ein Schreibsaal, wo fleißige Mönche Bücher mit der Hand abschrieben, auch einmal ein neues Buch verfassten. Durch Tausch konnte man Bücher von anderen Klöstern erwerben.

Zur Zeit der Ungarneinfälle regierte Heinrich I. Schon bevor er deutscher König wurde, war er in Merseburg. Für die „Grenzburg“, die „Mersiburg“, war er zuständig, für die „Aldenburg“ der Graf Erwin. Dieser Graf hatte keinen Sohn, aber zwei Töchter. Die noch junge Tochter Hatheburg war schon verwitwet und Nonne; aber reich war sie trotzdem. Heinrich wusste beides und heiratete sie um das Jahr 906. Beide bekamen bald darauf einen Sohn, dem sie den Namen Tankmar gaben und den sie liebevoll Tammo riefen. Die Ehe dauerte nur etwa drei Jahre. Laut sagte man, Herr Heinrich bereue tief seine schwere Sünde, eine Nonne gehehlicht zu haben. Leise flüsterten die Leute, Herr Heinrich sei von der bezaubernden Schönheit einer anderen Dame, der Mathilde, einfach überwältigt worden. Herr Heinrich musste sich nicht von Hatheburg scheiden lassen, sondern die Ehe mit der Nonne wurde aus Rechtsgründen für nichtig erklärt. So lebte Frau Hatheburg wieder als Nonne im Kloster. Ihr reiches Erbe vermachte sie ihrem kleinen Sohn Tankmar und setzte seinen Vater Heinrich als seinen Vermögensverwalter ein. Damit konnte Herr Heinrich über alles verfügen, was Herr Erwin seiner Tochter vererbt hatte. Jetzt waren beide Burgen in seiner Hand. Er sah: „Im Ernstfall können sich die Burgen nicht gegen die Ungarn behaupten. Die Feinde brauchen doch nur den Hügel zu umgehen und ohne viel Mühe den Raum zwischen den Burgen zu besetzen. Dann können sie - auf gleicher

Höhe mit den Burggebäuden - in Ruhe eine Burg nach der anderen erobern.“ So leicht wollte Heinrich es ihnen nicht machen: Er ließ trotz der gewissen Entfernung zumindest auf der Landseite beide Burgen durch eine starke Mauer verbinden. Damit hatte er für die damalige Zeit ein Festungswerk geschaffen, eine wirklich feste Stadt auf dem Hügel, die sich nicht so leicht erobern ließ.

Im Jahre 919 wurde Heinrich deutscher König. Er ließ sich zwischen den beiden Burgen eine Königspfalz bauen. Die Kapelle dieser Pfalz wurde dem heiligen Laurentius geweiht. Wer von dieser Pfalz aus das Land regierte, sollte sich immer zuerst der Armen, der Kranken und Behinderten annehmen, wie das einst der Diakon Laurentius in Rom getan hatte. Als Pfarrkirche für die Bewohner der Stadt ließ er dort, wo heute der Domplatz ist, eine größere Kirche bauen. Diese Kirche war dem Vorläufer und Täufer Johannes geweiht: Sie sollte alle noch ungetauften Menschen der Umgebung zur heiligen Taufe einladen.

Herr Heinrich wusste noch etwas: „Wer sein Land verteidigen will, der braucht eine schlagkräftige Armee, die immer bereit steht und im Kampf geübt ist“. Heinrich wusste auch, wie er diese Armee am billigsten aufstellen konnte. Er begnadigte verurteilte Straftäter zum Kriegsdienst in der „Merseburger Legion“. Damit hatte er Männer, die ihre Gewaltbereitschaft schon unter Beweis gestellt hatten. Für sie wurde ein Lager errichtet, von dem aus sie Stadt und Umland schützen sollten. Ob dieses Lager der Legion innerhalb oder außerhalb der Stadtmauer angelegt wurde, ist nicht überliefert. Man weiß nur: Die Männer der Legion hatten nicht den besten Ruf. Darum wird man sie wohl innerhalb der Stadtmauern nicht gern gesehen haben. Außerhalb der Mauern, südlich der Geisel, konnte sich die Legion ihr Lager auch auf einem Hügel errichten, der sie vor Hochwasser schützte. Damals war dieser Hügel noch umfangreicher als heute. Erst 1821 wurde ein Teil des Höhenzuges abgetragen und das „Merseburger Geiseltal“ im Bereich Saalstraße und Rossmarkt mit diesem Erdreich aufgefüllt.

Im Jahre 933 schlug Heinrich die Ungarn in einer Schlacht, die gar nicht so weit von Merseburg entfernt gewesen sein soll. Doch der endgültige Sieg über die Ungarn gelang erst seinem Sohn Otto am 10. August 955 in der Schlacht auf dem Lechfelde bei Augsburg. Der 10. August war der Gedenktag des heiligen Laurentius. Vor der Schlacht gelobte Otto, er werde im Falle eines Sieges dem Tagesheiligen Laurentius in der Stadt ein Bistum stiften, in der er eine Pfalz mit der Laurentiuskapelle hatte, in Merseburg. Otto verließ das Schlachtfeld als Sieger. Sein Gelübde galt.

Ein Gelübde lässt sich schneller sprechen, als man es erfüllen kann. Es wäre damals schon nicht leicht gewesen, auch nur in einem Ort eine neue Pfarrei zu errichten. Voraussetzung dafür war nicht nur das Vorhandensein einer Gemeinde, einer Kirche und eines Pfarrhauses, sondern es mussten auch ausreichende Ländereien zur Verfügung stehen, aus deren Einnahmen man Kirche und Pfarrhaus erhalten konnte, den Pfarrer bezahlen und die Kosten der Gottesdienste bestreiten. Außerdem musste geprüft werden, wo die neue Pfarrei in die Rechte anderer, schon bestehender Pfarreien eingriff. Mit denen musste eine Einigung erzielt werden. Erst dann, wenn alle diese Voraussetzungen erfüllt waren, durfte der Bischof die neue Pfarrei zulassen.

Bei der Gründung eines Bistums war noch viel mehr zu ordnen. Da mussten die Nachbarbistümer auf Gebiete verzichten. Es musste eine Kathedrale für den Bischof vorhanden sein, mindestens aber eine vorläufige Kathedrale. Man nennt so etwas dann „Prokathedrale“, Es musste ein Domkapitel da sein, das den neuen Bischof wählen konnte. Es musste Gebäude geben mit Wohnungen für den Bischof und seine Mitarbeiter, dazu Arbeitsräume des Bistums. Der Bischof musste auch eine Domschule haben, in der die Geistlichen des Bistums ausgebildet wur-

den, deren Schüler den für die Gottesdienste in der Bischofskirche unentbehrlichen Domchor bildeten. Es musste eine Bibliothek zur Verfügung stehen, denn ohne Bücher konnte auch damals die Domschule nicht arbeiten. Schließlich brauchte man für ein Bistum noch viel mehr Ländereien als für eine Pfarrei, denn irgendwo musste das Geld herkommen, mit dem die vielen Unkosten des Bistums bestritten werden konnten. Erst wenn die wichtigsten dieser Fragen geklärt waren, hatte ein Antrag auf Errichtung eines bischöflichen Stuhles Aussicht, vom Papst in Rom genehmigt zu werden. Erst danach konnte die Errichtung des Bistums konkret vorbereitet werden.

Im Jahre 955 hatte Otto I. das Gelübde gesprochen, 962 wurde sein Antrag in Rom genehmigt. Danach mussten noch die letzten Bedingungen für die Errichtung des Bistums erfüllt werden. 968 wurde der erste Bischof geweiht und in sein Amt eingesetzt. Über 13 Jahre sind eine lange Zeit. Aber für den, der alle nötigen Voraussetzungen schaffen muss, war das ein sehr kurzer Zeitraum. Die Art, wie sich Kaiser Otto zu helfen wusste, war nicht ungewöhnlich: Er erhob das Kloster St. Petri zum Domstift, die Priestermonche zu Mitgliedern des Domkapitels, die Klosterschule zur Schule des Domstifts, die Klosterbibliothek zur Domstiftsbibliothek usw. Vorläufig konnten die Klostergebäude mit genutzt werden, bis der Dom mit den weiteren bischöflichen Gebäuden errichtet war. Als Wohnung für den Bischof stellte Otto seine eigene Pfalz zur Verfügung und die Pfalzkapelle St. Laurentius als vorläufige Bischofskirche. Für größere Gottesdienste mit vielen Leuten gab es ja daneben noch die Johanneskirche. Das waren für Otto günstige Möglichkeiten.

Die Beschaffung der Ländereien dürfte länger gedauert haben, mehr noch die Verhandlungen mit den Nachbarbistümern über die an das neue Bistum abzutretenden Territorien, zumal Otto gleichzeitig das Erzbistum Magdeburg als Zentrum für die Mission unter den Slawen gründen wollte. Magdeburg lag in Bereich des Bistums Halberstadt. Nach seinem ursprünglichen Plan konnte sich Kaiser Otto sehr schnell mit Bischof Bernhard von Halberstadt einigen: Das Bistum wird von Halberstadt nach Magdeburg verlegt und gleichzeitig in den Rang eines Erzbistums erhoben. Dann wird aus Bischof Bernhard ein Erzbischof Bernhard. Dieser Aussicht konnte Bernhard nicht widerstehen. Die Sache hatte nur einen Haken: Der Bischof von Halberstadt war dem Erzbischof von Mainz untergeben. Ohne dessen Zustimmung ging gar nichts.

Von der Mission unter den Slawen erhoffte sich Kaiser Otto eine Verschiebung der Grenzen seines Kaiserreiches nach Osten. Darum meinte er, die Christianisierung sei doch Sache des Kaisers. Die Kirche habe damit kaum etwas zu tun. Kaiser Otto war in dieser Hinsicht auch persönlich tätig geworden, vor allem auf seinem Spezialgebiet, der Jungfrauenmission. Das Ergebnis seiner Bemühungen hieß Wilhelm. Dieser illegale Sohn Wilhelm durfte auf keinen Fall in der Erbfolge eine Rolle spielen. Schließlich hatte die deutsche Geschichte erst viele Jahrhunderte später einen Kaiser Wilhelm vorgesehen. Damit also die Zeit der Ottonen nicht durcheinander käme, musste aus Wilhelm ein Geistlicher werden. Otto hat ihn schließlich zum Erzbischof von Mainz gemacht. Und als guter Sohn würde er doch wohl seinem Vater keine Schwierigkeiten machen. Aber Erzbischof Wilhelm wollte sich nicht gewichtiger Teile seiner Kirchenprovinz berauben lassen. Er lehnte die Pläne seines Vaters rundweg ab.

Politik kommt selten ohne Kompromisse aus. Also machte Vater Otto seinem Sohn Wilhelm folgenden Vorschlag: Das Bistum Halberstadt bleibt weiter bestehen und dem Erzbistum Mainz untergeordnet. Halberstadt soll sein Kernland behalten, aber gegen eine gewisse Entschädigung etwas abgeben, darunter auch Magdeburg, das neues Erzbistum wird. Dabei können auch die neuen und bisher unbedeutenden Missionsbistümer Havelberg und Brandenburg Magdeburg

untergeordnet werden. Wilhelm gab zu verstehen, dass er mit diesem Kompromiss leben könne, aber immer noch so einige Bedenken habe.

Der Kaiser atmete auf. Die schlimmste Hürde glaubte er schon fast genommen zu haben. Aber er hatte die Rechnung ohne Bischof Bernhard von Halberstadt gemacht, denn der meinte, mit ihm sei es anders ausgemacht worden. Jetzt sollte er also nicht mehr Erzbischof werden, wo er sich doch schon ausgemalt hatte, wie gut ihm das vom Papst geweihte Pallium stehen würde. Dieser Traum sollte jetzt aus sein. Und dafür sollte er auch noch wesentliche Teile seines Bistums abgeben? Jetzt lehnte der schon über siebzigjährige Bischof von Halberstadt das kaiserliche Ansinnen entschieden ab. Mochte der Kaiser ihn einen alten Starrkopf nennen. Das war ihm gleichgültig. Er hatte den Bestand seines Bistums zu wahren.

Selbstverständlich musste auch der Abt des Moritzklosters in Magdeburg seine Zustimmung geben, dass aus seinem Kloster ein erzbischöfliches Domstift werden sollte. Zunächst war allen Beteiligten klar: Abt Richar von St. Moritz wird auch der erste Erzbischof von Magdeburg. Da der Abt mit seiner eigenen Erhebung sehr einverstanden war, war er auch bereit, die entsprechenden Urkunden für sein Kloster zu unterschreiben. Kaiser Otto berief ihn dazu nach Italien, wo er sich gerade aufhielt. Richar mag schon davon geträumt haben, dass in Italien der Papst selbst ihn zum Bischof konsekrieren könnte. Doch ehe der Abt den Kaiser erreichte, erhielt Otto einen geheimen Brief. Otto las, vernichtete das Schreiben und traf eine neue Entscheidung: Richar durfte nicht Erzbischof werden, dann schon eher der als „Russenbischof“ bekannte Adalbert. Abt Richar verfiel in einen nicht sehr christlichen Zorn und wurde zum erbitterten Gegner der Magdeburger Erzbistumspläne des Kaisers.

Im Jahre 968 starben sie alle drei, Erzbischof Wilhelm, Bischof Bernhard und Abt Richar. Ursache und Umstände ihres Todes blieben im Dunkel der Geschichte, wie dieser geheime Brief an den Kaiser. Wie es wirklich war, weiß vermutlich nur ein Autor von Kriminalromanen. Die Neubesetzung auch dieser beiden Bischofssitze ging damals nicht ohne den Kaiser. Und Kaiser Otto ließ niemanden zu dieser Wahl zu, der ihm in der Frage des neuen Erzbistums und seiner Suffraganbistümer nicht entgegen kam. Was Wilhelm schon halb zugesagt hatte, musste Hatto jetzt ganz zusagen. Und der noch unter Bernhard erwählte Hildeward musste sich auf einen Tausch „Hose gegen Hosenknopf“ einlassen. Damit wurde ihm keine Verzichtsurkunde zugemutet. Eine Tauschurkunde bereitete kirchenrechtlich kaum Probleme. Halberstadt erhielt ein Königsgut im Bereich Werla und den Zehnten des Hassegaus. Dafür verzichtete es auf ein gut Teil seiner Diözese zugunsten des neuen Erzbistums. Sollte Otto dabei im fernen Italien völlig vergessen haben, dass auch eine ähnliche Urkunde zugunsten des geplanten Bistums Merseburg erforderlich war? Oder war eine so wichtige Urkunde bald verloren gegangen? Ihr Fehlen sollte zu bösen Verwicklungen führen. Aber zunächst sahen Kaiser und Papst die Haupthindernisse für Magdeburg und Merseburg beseitigt. So war es noch im Jahre 968 so weit, dass die Personen der ersten Bischöfe erwählt werden konnten.

Eigentlich waren Errichtung und Besetzung eines Bischofssitzes Sache der Kirche und nicht Aufgabe des Herrschers. Aber damals regierten die Herrscher kräftig in die Kirche hinein. Sie brauchten die Hilfe der Bischöfe in vieler Hinsicht. Zuerst hatten sich die Herrscher auf die kleineren Fürsten gestützt. Doch die Fürsten wollten alle nur ihr eigenes Süppchen kochen. Dann hatten die Könige es mit ihrer Verwandtschaft versucht, doch auch da machten sie schlechte Erfahrungen. Mit Bischöfen musste es leichter gehen, denn die hatten weder Frau noch Kinder, die etwas haben wollten. Außerdem waren sie gebildete Leute, denen man viele Aufgaben anvertrauen konnte. Unter diesen Umständen wollte jeder Herrscher genau wissen, wer Bischof wird und wer nicht.

Kaiser Otto hatte eine „Hofkapelle“. Ein halbes Jahrtausend später hätte so eine Hofkapelle aus tüchtigen Musikanten bestanden. Doch zur Zeit Kaiser Ottos war die Hofkapelle eine Art besonderer „Hoher Schule“. In diese Schule nahm der Kaiser solche Priester, die ihre Ausbildung ganz ausgezeichnet abgeschlossen und sich in ihrem Beruf schon bewährt hatten. Sie wurden in der Hofkapelle weitergebildet zu Notaren. Dazu lernten sie auch alles das, was ein Bischof wissen und können musste. Und die Hofkapelle hatte noch einen anderen Schwerpunkt: Die künftigen Bischöfe sollten lernen, ihre Domschule kräftig zu fördern oder, wenn es etwa irgendwo noch keine Domschule gab, sofort eine solche Schule einzurichten.

Zur Hofkapelle Ottos des Großen gehörte auch der Mönch Boso aus dem Kloster St. Emmeram in Regensburg. Dieses Kloster hatte als „Reformkloster“ einen ausgezeichneten Ruf. Boso stammte, wie man so sagt, aus guter Familie. Die „Bosoniden“ zählten schon zur Zeit Karls des Großen zum deutschen Hochadel. Boso hatte eine gute Ausbildung. Die Schule in Regensburg war vorbildlich. Das Sorbische beherrschte Boso in Wort und Schrift. In seiner Regensburger Zeit hat er kirchliche Bücher ins Sorbische übersetzt, die für Mission und Seelsorge unter den Sorben zu brauchen waren. Er war dann auch selbst als Missionar unter den Sorben tätig gewesen. Er hat unter ihnen Gemeinden gegründet und zwei steinerne Kirchen gebaut, eine bei Altenburg und eine im heutigen Stadtgebiet von Zeitz. Der Mann war einfach rundum zu gebrauchen. Kaiser Otto nutzte seine Fähigkeiten für kirchliche und für weltliche Dienste. Dafür belohnte er ihn auch mit weltlichem Besitz, in der Merseburger Gegend und bei Zeitz.

Im Jahre 968 war es so weit: Drei neue Bischofsstühle waren zu besetzen: Meißen, Zeitz und Merseburg. Der Kaiser stellte Pater Boso vor die Wahl: Merseburg oder Zeitz. Boso entschied sich für Merseburg. Seine Begründung lautete: „Es ist friedlich“. Boso sah die Verhältnisse realistisch: Merseburg hatte Schutz durch die Saale und die beiden miteinander verbundenen Burgen. Hier konnte er friedliche Aufbauarbeit leisten. Zeitz liegt mitten im Land. Bei feindlichen Angriffen war es immer akut gefährdet. Boso sollte Recht behalten. Darum wurde jener Bischofssitz später, nach einem polnischen Überfall, von Zeitz nach Naumburg verlegt.

Bischof Adalbert hatte das Erzbistum Magdeburg übernommen. Kaiser Otto verlebte das Weihnachtsfest 968 bei ihm in Magdeburg. Auch die Bischöfe Dudo von Havelberg; Thietmar von Brandenburg und Jordan von Posen waren anwesend. Während dieser festlichen Tage, vermutlich am 27. Dezember, dem Gedenktag des heiligen Apostels und Evangelisten Johannes, weihte Erzbischof Adalbert unter Mitwirkung der genannten drei Bischöfe die drei neuen Bischöfe: Boso für Merseburg, Burkhard für Meißen und Hugo für Zeitz. Damit ordnete er sie ein in die große Zahl der Nachfolger der Apostel. Seit diesem Tag war Boso Bischof von Merseburg. Das Domstift war damit Bistum. Die frühere Klosterschule und bisherige Schule des Domstifts war jetzt Domschule. Dabei waren es noch die gleichen Räume, dieselben Lehrer und dieselben Schüler. Aber das Ziel des Unterrichtes hatte gewechselt. Die Schüler sollten nicht Mönche im Merseburger Kloster werden, sondern Priester im Bistum Merseburg. Auch die Art der Unterweisung wurde neu geordnet.

Seit dem 27. Dezember 968 gab es die Domschule in Merseburg. Wer von uns dieser Schule einen Besuch abstatten möchte, wird sich wundern. Es gab gar kein richtiges Schulgebäude. Es gab keine Klassen. Es gab keine Zensuren. Es gab keine Prüfungen. Aber es gab einen Schlafsaal für alle Schüler und es gab einen im Winter heizbaren Raum, in dem sich die Schüler aufhalten, essen und lernen konnten. Wer in die Domschule kam, der musste sich in das „gemeinsame Leben“ einfügen. Er sollte noch möglichst jung sein - der Chor brauchte auch die hellen Knabenstimmen - und möglichst auch schon lesen, schreiben und rechnen können. Das

konnte er beim Priester seiner Heimatkirche lernen. Nur im Notfall lernte er es hier. Das Mindestalter bei der Aufnahme war sieben Jahre. Was die Schüler in der Domschule lernen sollten, stand fest, zum Teil schon seit dem Altertum. Da waren die sieben Fachgebiete, die ein freier Mann beherrschen sollte: In der Unterstufe ging man den „Dreiweg“ und lernte Latein, Reden und Denken. In der Oberstufe lernte man dazu den „Vierweg“: Mathematik, Geographie, Musiklehre und Astronomie. Das war der aus dem Altertum geerbte Plan. Karl der Große hatte außerdem für solche Schulen noch als Pflichtfächer die Lehre von den Psalmen und Komputistik vorgeschrieben: Dass die Schüler im Domchor die Psalmen sangen, gehörte zu ihren täglichen Aufgaben. Dass sie dabei auch verstehen sollten, was sie singen, ist einsichtig. Was aber bedeutete das Unterrichtsfach Komputistik? Es gab doch noch längst keine Computer! Beide Wörter gehen auf das gleiche lateinische Wort zurück, das „berechnen“ bedeutet. Weil ein jeder Gottesdienst nach dem Tag im Kirchenjahr gestaltet werden musste, lernten die Schüler die Daten der kirchlichen Festtage zu berechnen - und das ohne Computer, ohne Taschenrechner und ohne einen gedruckten Kalender für das Jahr. So hatte jede Domschule seit der Zeit Karls des Großen drei Aufgaben:: Bildung, Ausbildung und Befähigung zu wissenschaftlicher Arbeit. Über das Einhalten des Lehrplans wachte der Leiter der Domschule, der Herr „Domscholaster“. Hatte ein Schüler einmal einen akuten Anfall von Unfleiß, denn so etwas soll bei Schülern aller Jahrhunderte zuweilen vorkommen, oder hatte er sich sonst etwas zu Schulden kommen lassen, dann durfte er zum Bischof marschieren, der in Güte und Strenge darüber entschied, was dem armen Sünder blühte.

Bei der Aufnahme in die Domschule wurden dem Neuen die Haare zur Tonsur geschoren. Er empfing die Chorkleidung. Damit wurde er in den Klerikerstand aufgenommen. Einer der Domkapitulare wurde sein Lehrer. Er wurde es für viele Jahre. Der Domkapitular war ein gebildeter Mann. Er sollte dem jungen Mann im Verlauf der langen Zeit sein gesamtes Wissen und Können weitergeben. Er sollte ihm helfen, in alle Dienste der Kirche hineinzuwachsen. Zum Dank dafür leistete der Schüler seinem Lehrer so manche praktische Handreichung. Im zehnten Jahrhundert brauchte das Bistum noch keine große Zahl von Pfarrern. Da konnte man sich diese Art Schulbetrieb noch leisten. Die Schule konnte nicht mehr Schüler aufnehmen, als das Domkapitel Mitglieder außer Bischof, Kantor und Scholaster zählte. Das waren bei der Bistumsgründung, also am Anfang der Domschule, etwa zwölf. Neben dem Einzelunterricht beim persönlichen Lehrer hatten alle Schüler noch gemeinsam Musikunterricht beim Domkantor.

Wer seinen Lehrer hatte und ihn bis zum Schluss seiner Ausbildung behielt, der musste nicht von einer Klasse in die andere „versetzt“ werden. Aber ihm wurden nach dem Maß seines Könnens und nach dem Grad seiner Reife immer neue Dienste anvertraut. Damit war jedesmal eine Weihehandlung verbunden. So wurde der Schüler nach einiger Zeit „Türhüter“. Ihm wurde der Kirchenschlüssel anvertraut. Er war verantwortlich, dass die Kirche rechtzeitig vor dem Gottesdienst aufgeschlossen und, wenn der letzte Besucher die Kirche verlassen hat, auch wieder zugeschlossen wurde. Außerdem hatte er die Glocke zu läuten. Das Mindestalter für diese erste Weihe war 13 Jahre.

Neben dem Kirchendienst hatte der Schüler weiter Unterricht bei seinem Lehrer. Im Vordergrund stand jetzt das Lesen und Verstehen der heiligen Schriften des Alten Bundes, der Schriften der Kirchenväter und der Legenden vom Leben und Sterben der Heiligen. Wenn der Schüler dies alles gut verstand, dann war er reif für den nächsten Dienst, Vorleser im Hause Gottes zu werden. Dazu weihte ihn der Bischof.

Im Umkreis der Stadt, vor allem jenseits der Saale, gab es noch viele ungetaufte Sorben. Wer sie auf die heilige Taufe vorbereiten wollte, der musste wissen, wie sie sprechen, was sie

glauben und denken. Was die Sorben glaubten, war in der Sicht der Kirche nichts als Aberglauben. Bischof Boso hatte den Schülern etwas erzählt, was er selbst erlebt hatte, als ein Beispiel, wie man es nicht machen soll: Da hatte sich ein Priester bemüht, eine Gruppe von Sorben zu Christen zu machen. Er hatte ihnen als Erstes beibringen wollen, das „Kyrie eleison“ zu singen. Nach einiger Zeit hatte er es geschafft, dass das Singen schon ganz ähnlich klang. Voller Seligkeit holte er seinen Bischof und führte ihm stolz seinen Erfolg vor. Dabei verstand dieser Priester die sorbische Sprache nicht. Bischof Boso verstand sie. Boso hörte die Sorben aus Leibeskräften singen: „wkrivolsa“, auf deutsch: „Die Erle steht im Busch“. Nein, so konnte man aus Sorben keine Christen machen! Man musste sie erst einmal kennen lernen, ihre Sprache und ihren Glauben. Natürlich war das in der Sicht der Christen ein völlig falscher Glaube. Ihre Gottheiten waren für die Christen höchstens irgendwelche Dämonen, von denen man sich abwenden musste, um sich Christus zuzuwenden. So wurden sie langsam auf die heilige Taufe vorbereitet, in der sie sich feierlich von ihren bisherigen Gottheiten abzuwenden hatten, um zu Christus zu kommen. Im Taufgottesdienst nannte man das „Exorzismus“. Jetzt bereiteten sich die Schüler darauf vor, bei der Taufvorbereitung und dann auch bei der Taufhandlung selbst mitzuwirken. Wenn einer der Schüler für diesen Dienst reif war, dann weihte ihn der Bischof zum Exorzisten .

Bisher kamen die Schüler im Gottesdienst noch nicht in die Nähe des Altars. Jetzt musste der Lehrer seinen Schüler unterweisen, wie man sich im Altarraum bewegt. Er musste ja in Zukunft seinen Dienst tun vor der Gemeinde, in der Nähe des Herrn. Er musste lernen, mit drei Dingen umzugehen: Licht, Wasser und Wein. Der Herr hat gesagt: „Ich bin Licht für die Welt“, aber auch: „Ihr seid Licht für die Welt.“ Besonders feierlich wurde das Licht in der heiligen Osternacht entzündet: Die Gemeinde war im Dunkel der Nacht versammelt. Eine große Kerze wurde unter Gebet angezündet. Der auferstandene Christus war das Licht im Dunkel dieser Welt. Das Feuer der Osterkerze wurde weitergegeben. Jeder Getaufte entzündete daran seine eigene kleine Kerze: Wir alle sind mit Christus auferstanden. Wir sind mit Christus Licht im Dunkel der Welt. Das sagten auch in einem jeden Gottesdienst die brennenden Kerzen auf dem Altar. Der Schüler musste lernen, die Kerzen für den Altar zu pflegen, sie anzuzünden, sie auch wieder zu löschen, wenn es an der Zeit war. Außerdem sollten dem Schüler bald die beiden Kännchen anvertraut werden. In der Merseburger Stadtkirche St. Maximi sind noch zwei solcher Kännchen aus dem Mittelalter erhalten. Auf einem steht ein „V“ für „vinum“, also „Wein“, auf dem anderen steht ein „A“ für „aqua“, das heißt Wasser. Im Evangelium nach Johannes wird berichtet, dass nach dem Tode Jesu einer der Krieger vom Hinrichtungskommando seine Lanze nahm und sie Jesus in die Seite stieß, „und sogleich kam Blut und Wasser heraus“. Wenn der Schüler erst zum „Akolythen“ geweiht sein wird, wird er die Kännchen pflegen und sie im Gottesdienst aus der Sakristei heraus zum Altar tragen. So wird auf den Tod des Herrn hingewiesen, bis er kommt. Mit Licht, Wein und Wasser wird der Schüler, sobald er zum Akolythen geweiht ist, Anteil haben an der Mitte der Botschaft der Kirche: „Christus ist für uns am Kreuz gestorben. Er ist am dritten Tage auferstanden von den Toten. Er hat uns das Leben gebracht.“

Bei seiner Weihe zum Akolythen gehörte der Schüler schon etwa zehn bis zwölf Jahre zur Domschule. Die Anforderungen an Lehrer und Schüler stiegen ständig. Der Schüler musste jetzt viel lesen: Aus der Bibel las er die Schriften des Alten Bundes, die Briefe und die Geschichte der Apostel, die Offenbarung des Johannes. Dazu las er die Predigten der Kirchenväter und die Lebensbeschreibungen der Heiligen. Sein Lehrer half ihm, alles recht zu verstehen, was er da las. Und der Schüler musste üben, das alles laut zu lesen. Jeder sollte es verstehen können. In der Kirche musste er es so singen, dass man es auch im letzten Winkel gut hören konnte, und das alles im großen, vollen Dom ohne Lautsprecheranlage. Denn das würde zu seinen Aufgaben gehören, wenn er erst einmal zum Unterdiakon geweiht wäre. Aber er hatte auch für praktische Dienste zu üben: Ihm wurden dann Kelch und Brotschale zur Pflege anvertraut, dazu die auf

dem Altar beim Gottesdienst gebrauchten Tücher, die mit Leib und Blut des Herrn in Berührung kamen. Er würde das Brot für das heilige Mahl in der Sakristei auf die Brotschale legen. Dabei musste er sehr sorgfältig sein, dass es nicht zu viel, aber auch nicht zu wenig war. Das trug er dann zusammen mit dem Kelch zum Altar. Er gehörte jetzt zu denen, die ihren Platz neben dem Priester oder gar neben dem Bischof hatten. Ehe er zu diesem Dienst geweiht wurde, musste sorgfältig geprüft werden, ob er dazu nicht nur die nötige Reife besaß, sondern ob er dieses Dienstes auch würdig war. Er musste dazu mindestens 21 Jahre alt sein.

Dem Unterdiakon wurde ein bescheidenes eigenes Einkommen zugewiesen. Er war alt genug und wurde schon so weit zu Diensten herangezogen, dass er von diesen Mitteln leben konnte, wenn er nun mit einem intensiven Studium der Theologie begann. Bisher hatte er gelernt, Gottes Botschaft selbst zu verstehen und für sie mancherlei Dienste zu übernehmen. Jetzt sollte er lernen, Gottes Wort zu den Menschen zu bringen. Wenn er eines Tages dafür reif und würdig war, auch mindestens 22 Jahre alt, konnte ihn der Bischof zum Diakon weihen, ihm so Anteil geben an der Nachfolge der Apostel. Damit berief er ihn in seinen engeren Mitarbeiterkreis. Als Diakon durfte er taufen. Er durfte das Evangelium im Gottesdienst lesen und singen. Er durfte das Mahl des Herrn den Gemeindegliedern reichen. Wie einst der Patron des Merseburger Bistums, der Diakon Laurentius, sollte er sich um die Armen und die Kranken und die Behinderten kümmern. Diakon konnte schon eine Lebensstellung sein. Er konnte zum Beispiel später von seinem Bischof ein Aufsichtsamt als „Archidiakon“ anvertraut bekommen. Damit er den Menschen dienen konnte, musste er das Leben der Menschen in Jugend und Alter, in Gesundheit und in Krankheit kennen, auch die Regeln des menschlichen Zusammenlebens, kurz, vieles von dem, was in späteren Jahrhunderten auf den Universitäten gelernt wurde. Dabei spielte für ihn das Kirchenrecht eine besondere Rolle.

Als Diakon lernte der Domschüler so lange weiter, bis sein Lehrer sagen konnte: Was ich kann und weiß, das kann und weiß dieser mein Schüler auch. Er ist jetzt mindestens 24 Jahre alt. Ich weiß, dass er würdig ist, Weihe und Amt eines Presbyters zu empfangen. Er wird dann in der Gemeinschaft der Presbyter unter seinem Bischof die Kirche leiten, er wird vielleicht bald einer eigenen Pfarrgemeinde vorstehen. Er wird segnen und in den Gottesdiensten gemeinsam mit Diakon, Unterdiakon, den Trägern der übrigen Dienste und der ganzen Gemeinde das Mahl des Herrn feiern. Vielleicht wird er eines Tages selbst zum Lehrer an der Domschule oder auch zum Domscholaster oder schließlich gar zum Bischof berufen und geweiht werden. Wenn ihm bei der Weihe zum Presbyter noch einmal Kelch und Brotschale gereicht werden, dann nicht wieder leer, wie bei der Weihe zum Unterdiakon, sondern gefüllt mit Brot und Wein, damit er sogleich gemeinsam mit seinem Bischof das heilige Mahl feiern kann.

Das war der Unterschied zwischen einem Domschüler von damals und einem Domschüler von heute: Der Domschüler darf heute hoffen, seine Schule mit dem Zeugnis des Abiturs zu verlassen, das ihn zum Studium an Universitäten und Hochschulen berechtigt. Der Domschüler damals blieb ein paar Jahre länger in der Schule. Er bekam kein Abitur. Aber er hatte am Ende sein Studium schon hinter sich. Er hatte seinen fertigen Beruf und für das ganze Leben seinen Arbeitsplatz.

Bischof Boso hatte ältere Schüler aus der früheren Klosterschule übernommen und neue Schüler aufgenommen. Aber er hat keinen Schüler von der Aufnahme in die Schule bis zum Schulabschluss begleiten können. Er war ein Jahr, zehn Monate und drei Tage im Dienst, als sein Leben auf dieser Erde während einer Reise in seine bayerische Heimat zu Ende ging. Seine Gebeine ruhen im Merseburger Dom. Die Bischofschronik nennt ihn den „Vater des Bistums“, seinen Nachfolger aber den „Stiefvater des Bistums“, denn Bischof Giseler dachte mehr an

seine eigene Karriere, als an das ihm anvertraute Bistum. 981 gelang es ihm, Erzbischof von Magdeburg zu werden. Dazu musste das Bistum Merseburg unterdrückt werden. Aus dem Bistum wurde ein Domstift, aus der Domschule eine Stiftsschule. Damit ging in der Schule alles weiter, wie es begonnen hatte. Die Schule hatte nun jetzt nicht mehr die direkte Aufgabe, Geistliche für das Bistum Merseburg heranzubilden. Aber gut gebildete junge Leute wurden zu dieser Zeit in der Kirche überall gebraucht. So arbeitete auch die Stiftsschule nicht ins Leere.

2. Teil

Wir haben wieder einen Bischof !

Alle Versuche sind fehlgeschlagen, den Erzbischof Giselher zur Rückkehr nach Merseburg zu bewegen. Das konnten auch sehr hohe Stellen in Kirche und Staat nicht erreichen. Sie alle konnten nur abwarten, bis eines Tages der Erzbischof feierlich bestattet war. Im Jahre 1004 ist Erzbischof Giselher gestorben. Heinrich II., „der Heilige“, zu der Zeit 31 Jahre jung und seit zwei Jahren deutscher König, handelte sofort: Noch im selben Jahr wurde das Bistum Merseburg, wenn auch in etwas geringerem Umfang, wiederhergestellt und mit dem tüchtigen Bischof Wigbert besetzt. Nach 23 Jahren der Erniedrigung war das Domstift wieder Bistum und die Stiftsschule wieder Domschule. 1015 - 1021 wurde in Merseburg an Stelle der Pfalzkapelle der erste Dom gebaut. Jetzt war die Schule des Bischofs für jedermann sichtbar die Domschule!

Wenn das Bistum auch kleiner geworden ist, die Zahl der Pfarrgemeinden wurde immer größer. Die Mitglieder des Domkapitels erhielten immer mehr Aufgaben in der Bistumsverwaltung. Sie konnten nicht einen großen Teil ihrer Zeit einem einzigen Schüler widmen. Außerdem mussten in der Domschule jetzt wesentlich mehr Schüler unterwiesen werden, als das Domkapitel Mitglieder hatte. Nahm man bisher so viele Schüler auf, wie das Kapitel Mitglieder hatte, so nahm man jetzt so viele auf, wie man später als Mitarbeiter brauchte. Und das waren etwa zehn bis zwanzig in jedem Jahr. Aus dem Einzelunterricht wurde Klassenunterricht. Aber noch immer konnte ein Schüler jederzeit in die unterste Klasse aufgenommen werden. Ob der Lehrer der Unterstufe immer Rücksicht darauf nahm, dass die jeweils neuen Schüler vieles noch nicht wissen und noch nicht leisten konnten, ist nicht überliefert. Es kam wohl auf die Persönlichkeit des Lehrers an. Es gab keine Schuljahre. Die Versetzung in die nächste höhere Klasse erfolgte ganz individuell nach Können, Wissen und Reife. Wenn es an der Zeit war, empfing der Schüler vom Bischof die Weihe zu seinem nächsten Dienst. Viermal in einem jeden Jahr waren Versetzung und Weihe möglich. Aber der Bischof musste sich jetzt nicht mehr um jedes kleine Vergehen eines Schülers selbst kümmern, er konnte sich da von seinem Dompropst vertreten lassen. Noch später war für Bestrafungen von Schülern der Scholasticus des Domkapitels zuständig.

Auch für die Lehrer hatte sich etwas geändert. Jeder Lehrer musste zwar in seiner Klasse - fast - alle Fächer selbst unterrichten, aber in der Regel nur in seiner Klassenstufe. Da der Domkantor als Mitglied des Domkapitels immer mehr Aufgaben außerhalb der Schule zu erfüllen hatte, vertrat ihn als Musiklehrer und Chorleiter des Schulchores ein Vikar als „Succentor“. Mit der Zeit wurde auch das Amt des Domscholasters geteilt: Der „Scholasticus“ des Domkapitels erhielt die Aufsicht über die Schulen im Bistum, der „Magister scholarum“ die Leitung der Domschule.

Mit der wachsenden Schülerzahl mehrten sich auch die sozialen Probleme. Es wurden Schüler aufgenommen, deren Eltern die Kosten der Ausbildung nicht ausreichend oder überhaupt nicht bezahlen konnten. In den erhaltenen Urkunden des Domkapitels ist sehr oft von den „armen Schülern“ die Rede - und das in einer durchaus erfreulichen Weise. Es hat im Mersebur-

ger Domkapitel immer etliche Kanoniker gegeben, die in ihrem Testament die armen Schüler großzügig bedacht haben. So mancher Domherr hat sich zu Lebzeiten der armen Schüler angenommen. Jetzt wollte er sicher stellen, dass es diesen Schülern auch nach seinem Tode nicht schlechter ging.

Mancher Lehrer genoss einen guten Ruf für seinen Unterricht weit über die eigene Schule hinaus. Wer etwas werden wollte, der musste bei so einem bekannten Lehrer in die Schule gegangen sein. Das war kein Problem. Ein Schüler konnte längere Zeit Urlaub nehmen, um in eine andere Schule zu gehen. Dort legte er seine „Brieflein“ vor, in denen beurkundet war, welche Weihen der Schüler schon empfangen hatte. Was sich Schüler auf ihrer Wanderschaft von einer Schule zur anderen alles einfallen ließen, davon berichten so manche Geschichten „vom fahrenden Schüler“. Man hörte auch von jungen Männern, die nicht wieder zurückgekehrt waren, vielleicht in der anderen Schule gar nicht angekommen sind.

Um solchem Unwesen nicht Tor und Tür zu öffnen, ging man auch den umgekehrten Weg. Um möglichst vielen Schülern eine Erweiterung ihres Wissens und Denkens zu ermöglichen, konnten zwischen den Schulen auch auf eine gewisse Zeit Lehrer ausgetauscht werden. Das hob den Bildungsstand und damit auch das Ansehen der Schule und nahm vielen Schülern den Grund, „auf Fahrt“ zu gehen. Eine Domschule war jetzt „die hohe Schule“. Wer hier studiert hatte, der konnte auch außerhalb der Kirche, beispielsweise bei einem Fürsten, eine gute Anstellung bekommen. Aber jede Schule freute sich über Schüler, die später Bischöfe geworden waren. Und bei Domschulen war das gar nicht so selten.

3. Teil

Die Domschule bekommt Konkurrenz

Zuerst erhielt der Dom selbst Konkurrenz. Die Bischofsstädte bekamen im Verlauf des Mittelalters mehr Selbstbewusstsein gegenüber ihrem Bischof. Die „Domfreiheit“ war innerhalb der Stadt ein Städtchen für sich, im Lauf der Zeit auch mit eigener Mauer umgeben. Die Stadt wollte dem Bischof gegenüber eigenständig auftreten. Dazu baute man - oft als direktes Gegenüber zum Dom - eine Stadtkirche. In Merseburg ist das die Stadtkirche St. Maximi. Dass sie dem heiligen Maximus geweiht wurde, hing noch mit Otto I. und der Bistumsgründung zusammen. Otto schenkte dem neuen Bistum etwas in dieser Zeit besonders Kostbares, Reliquien der heiligen Romanus und Maximus. Die Reliquien des heiligen Maximus gab der Bischof bei der Weihe der Stadtkirche an diese weiter. Es gibt keine Urkunde mehr darüber, wann das geschah, aber bis zum Jahre 1040 standen diese Reliquien noch in dem entsprechenden Verzeichnis des Domes, vom Jahre 1050 an nicht mehr: Sie waren inzwischen in die neu erbaute Stadtkirche übertragen worden. Wir sehen daraus, dass die erste Stadtkirche St. Maximi unmittelbar nach dem ersten Dom erbaut worden ist. Fast gleichzeitig mit dieser Stadtkirche wurde jenseits der Geisel, also außerhalb der eigentlichen Stadt, auf einem Hügel die Sixtikirche erbaut, vielleicht auf dem Grund des früheren befestigten Lagers der „Merseburger Legion“. Nach „Aldenburg“ und „Mersiburg“ entstand hier der dritte Stadtkern.

In vielen Städten folgte auf den Kirchenbau als zweiter Schritt der Bau einer neuen Schule: Zum Selbstbewusstsein der Bürgerschaft gegenüber dem Bischof gehörte es, dass neben die Domschule eine Stadtschule trat. Selbstverständlich waren die Lehrer der Stadtschule - zumindest in der Frühzeit - ebenfalls Kleriker, jetzt aber nicht mehr kirchlich angestellt, sondern städtisch. Die Städte legten Wert darauf, dass das Bildungsniveau ihrer Schule nicht niedriger war als das der Domschule. Mit dem Chor der Stadtschule hatte auch die Stadtkirche ihren Chor

für die Gestaltung der Gottesdienste. Von einer solchen Stadtschule im mittelalterlichen Merseburg wissen wir nichts. Aber von der Existenz einer jüdischen Schule im mittelalterlichen Merseburg wissen wir nur dadurch, dass Adolf von Anhalt im Jahre 1514 die Juden aus Merseburg vertrieben und dabei neben der Synagoge auch ihre Schule in der Mälzerstraße oder Apothekergasse aufgelöst hat.

Eines gab es zu der Zeit in Merseburg sicher, mehrere private Schreibmeister und Rechenmeister, die gegen Bezahlung ihr Fach in der eigenen Wohnung oder im Haus der Eltern ihrer Schüler unterrichteten, ähnlich den privaten Nachhilfelehrern oder Musiklehrern der Neuzeit. Mit der Zeit wurden die privaten Schreib- und Rechenmeister einem städtischen „Schulmeister“ unterstellt und so zu einer städtischen „Dreiwege-Schule“ - mit dem Fremdwort „Trivialschule“ - zusammengefasst. Hier lernte man Lesen, Schreiben und Rechnen. Dabei gehört zum Fach „Lesen“ nicht nur das Erlernen der Buchstaben, sondern das Lesen und Verstehen ganzer Bücher, soweit man die handgeschriebenen Bücher dafür beschaffen konnte. Und zum Fach Schreiben gehörte nicht nur das Formen der Buchstaben, sondern es ging auch hier bis hin zum Verfassen und Aufschreiben eigener Texte. Der Besuch einer solchen Schule bereitet vor auf eine Handwerkslehre oder auf eine höhere Schule. Trivialschulen gab es auch in den damals noch selbständigen Vorstädten Altenburg und Neumarkt. Sie blieben ohne größere Bedeutung.

Die Trivialschule war keine Konkurrenz zur Domschule. Die Stadtschule hätte eine Konkurrenz zur Domschule mit etwas anderem Bildungsziel sein können, wenn es sie denn in dieser Zeit in der Stadt Merseburg gegeben hat. Eine echte Konkurrenz erwuchs der Domschule aber an anderer Stelle: 1091 gründete Bischof Werner das Petrikloster bei der Altenburg neu und ließ es von Benediktinermönchen besiedeln, die hier sofort eine „gelehrte Schule“ einrichteten, über deren Arbeit man bald Gutes hören sollte. Die Bibliothek der Klosterschule soll noch besser gewesen sein als die Bibliothek des Domstifts. Im 12. Jahrhundert begann sich die Oberstufe so mancher „hohen Schule“ zu spezialisieren in Theologie, Juristerei und Medizin. Die Klosterschule St. Petri in Merseburg wurde dafür bekannt, dass hier kanonisches Recht gelehrt wurde.

Im Laufe des Mittelalters entstanden in Merseburg noch mehr Klöster. Wenn es richtig ist, dass sich in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts bei der im 12. Jahrhundert erbauten Kirche St. Thomae auf dem Neumarkte bei Merseburg ein Benediktinerinnenkonvent ansiedelte, dann hatte auch dieser Konvent ein Interesse daran, sich über eine eigene Schule Nachwuchs heranzuziehen. Das könnte dann die erste Schule im Bereich Merseburg gewesen sein, die für Mädchen den Weg zu höherer Bildung öffnete. Dabei handelte es sich höchstens um eine vorübergehende Erscheinung, die nicht länger als ein halbes Jahrhundert Bestand haben mochte.

1316 wurde die Kirche des Neumarktes vorübergehend Stiftskirche der Augustiner-Chorherren, bis sie 1327 umzogen in die Kollegiat-Stiftskirche St. Sixti. Hier unterstanden die Stiftskanoniker direkt dem Domkapitel. Der Stiftspropst zu St. Sixti musste ein Domherr sein. Die Stiftskanoniker von St. Sixti nahmen an bestimmten Tagen am Chorgebet im Dom teil und hatten dort ihren festen Platz. Darum durfte dieses Stift der Domschule mit einer eigenen Schule keine Konkurrenz machen. Die Chorherren durften nur eine Elementarschule eröffnen und hatten auch dafür dem Domscholaster eine gewisse Entschädigung zu zahlen.

Schließlich eröffneten die „Brüder vom gemeinsamen Leben“ an der Godehardkapelle im Jahre 1503 noch eine Schule im Stil einer zu dieser Zeit „modernen“, weltoffenen Frömmigkeit. Martin Luther ist in Magdeburg in eine solche Schule gegangen und hat sie sein Leben lang geschätzt. Das Besondere dieser damals hochmodernen Schule war, dass die Schüler nach Alters-

klassen getrennt unterrichtet wurden. Diese Schule konnte in Merseburg nur einige Jahrzehnte arbeiten.

4. Teil

Leipzig erhält eine Universität

Universitäten entstanden in Europa seit dem 11. Jahrhundert, in Deutschland erst vereinzelt im 14. Jahrhundert. War bis dahin die Domschule „die hohe Schule“, so ist jetzt die Universität im besonderen Sinn „hohe Schule“. An allen Universitäten des christlichen Abendlandes fanden die Lehrveranstaltungen in lateinischer Sprache statt. Was geschrieben wurde, wurde lateinisch geschrieben. So konnte jeder, der Latein gelernt hatte, an jeder europäischen Universität studieren. Die Domschulen gaben einem Lehrer nach dem anderen Urlaub für ein Zusatzstudium an einer Universität. Er kam zurück mit dem Grad eines Magisters oder gar eines Doctors. Solche Grade konnten die Domschulen nicht vergeben. Bald war ein akademischer Grad die Voraussetzung für das Amt des „Scholasticus“ des Domkapitels und für die Stelle des „Magister scholarum“ der Domschule. Der Scholasticus stellte die Lehrer an und erteilte ihnen die „licentia“ des Unterrichtens.

An der Universität in Prag lehrten und studierten Leute aus vier verschiedenen Nationalitäten miteinander. So etwas kann gut gehen. Es kann aber auch Streit geben. Zur Zeit von Jan Hus war das kein besonderes Wunder. Einmal wurde der Streit den dortigen deutschen Professoren und Studenten zu viel. Sie zogen aus und suchten eine andere Stadt für das weitere Lehren und Lernen. Der sächsische Kurfürst bot ihnen Leipzig an. So wurde die Universität in Leipzig im Jahre 1409 gegründet. Bei der Gründung wurde bestimmt: „Kanzler der Universität ist der jeweilige Bischof von Merseburg“. Damit war der Bischof für beide Schulen zuständig. Die Merseburger Domschule musste ihre beiden besten Lehrer als Professoren an die Universität Leipzig abgeben. Sie sollten weiterhin vom Domstift bezahlt werden. Und das sollte für immer gelten. Das sprach für den hohen Bildungsstand der Merseburger kirchlichen Schulen. Auch das Domstift Meißen musste für zwei Professuren sorgen, die Domstifte Naumburg und Zeitz für je eine Professur.

Die Universität übernahm das eigentliche Fachstudium, die Domschule die Vorbereitung darauf. Wenn sich so Domschule und Universität in die Gesamtausbildung teilten, dann konnte das bedeuten, dass die Scholaren insgesamt mehr als bisher lernen konnten. Viele kamen als „Magister“ oder als „Doktor“ vom Studium zurück. Beim Studium hatten sie alle die Möglichkeit, zwischen drei Fakultäten zu wählen, um Theologie, Rechtswissenschaften oder Medizin zu studieren. Das war akademische Freiheit.

An einer Stelle kam es in besonderer Weise zu Überschneidungen zwischen Schule und Universität. Zur Universität gehörte bis ins 16. Jahrhundert die „Artistenfakultät“. Hier bot die Universität für alle ihre Studenten ein akademisches Grundstudium mit den „sieben freien Künsten“, die bisher an allen Domschulen gelehrt wurden, also Grammatik als Weiterführung des Lateinunterrichts der Schule, Rhetorik und Dialektik (Logik), dazu Mathematik, Geographie, Musik und Astronomie. Wer das Studium an der Artistenfakultät als „Baccalaureus artium“ abschloss, durfte mit dem Fachstudium beginnen. Wer an der Artistenfakultät den Abschluss als „Magister artium“ gemacht hatte, durfte, auch neben seinem Fachstudium, an der Artistenfakultät unterrichten. Das wurde bezahlt. Von diesem Geld ließ sich das Fachstudium weitgehend finanzieren. Die Domschule wurde damit zur Lateinschule. Sie festigte das Elementarwissen, Lesen, Schreiben und Rechnen, unterrichtete Latein, Religion und Musik und stellt auch wei-

terhin den Domchor. Aber sie führte nicht mehr - wie bisher – zum Abschluss einer Berufsausbildung, schließlich noch nicht einmal zur Zulassung zum Fachstudium. Dabei blieb in den Domschulen die grundsätzliche Zuordnung der theoretischen und praktischen Ausbildung zu den einzelnen Weihen bestehen, aber jetzt nur noch bis zur Weihe zum Subdiakon. Mit dieser Weihe wurde ihm der „Titel“ verliehen, das heißt, ein regelmäßiges, wenn auch bescheidenes Einkommen, mit dem er beim Universitätsstudium abgesichert war. Mit dieser Weihe war auch die Verpflichtung zum Zölibat verbunden. Nach dem Absolvieren der Artistenfakultät, gegen Ende des eigentlichen Theologiestudiums war dann die Weihe zum Diakon möglich.

Mit der Artistenfakultät hatte die Universität ein Instrument, sich ihre Fachstudenten selbst auszuwählen. Bisher hatte die Domschule so viele Schüler aufgenommen, wie das Bistum Absolventen brauchte. Die Universität nahm alle auf, die für das Studium geeignet waren und es bezahlen konnten, aber für die Zukunft nach dem Studium wusste sie sich nur für die wenigen Studenten verantwortlich, die sie als Lehrkräfte behalten wollte. Wer sein Studium vom Bischof, von einem Fürsten oder von wem auch immer bezahlt bekam, für dessen Anstellung sollte auch der sorgen, der für ihn das Geld gegeben hatte. Doch, ehe der Bischof einen Theologen weihte und anstellte, musste dieser erst in einer Prüfung vor dem Scholasticus des Domkapitels Wissen und Würdigkeit nachweisen.

Für die Domschule bedeutete das: Die kürzere Schulzeit machte es möglich, mehr Schüler mit verschiedenen Berufszielen aufzunehmen. Die Schule konnte sich auf die ihr verbleibenden Unterrichtsfächer konzentrieren, diese also gründlicher unterrichten. Aber insgesamt musste der Bildungsstand der Schule absinken. Die Änderungen in Schülerzahl, Lehrzielen, damit auch Lehrveranstaltungen erforderten zweckentsprechende Schulräume. Im 14. Jahrhundert war der Kreuzgang am Dom fertig geworden. Im frühen 15. Jahrhundert konnte die Domschule über dem Kreuzgang gebaut werden.

Wer künftig an der Domschule unterrichten wollte, der sollte an der Universität studiert haben. Der Scholasticus des Domkapitels sollte von einer Universität zum Doctor promoviert sein, nach Möglichkeit auch der Leiter der Schule, der „magister scholarum“, doch mindestens wurde von ihm erwartet, dass er „Magister“ oder auch „Licentiat“ geworden war, also eine Unterrichtserlaubnis für die Artistenfakultät hatte. Magister sollten auch die Lehrer der Oberstufe sein. Für die Unterstufe genügten zur Not auch solche Lehrer, die es wenigstens bis zu dem unteren Grade eines „Baccalaureus“ gebracht hatten. Und wenn es der Herr Baccalaureus nicht hörte, nannten ihn seine Schüler ganz respektlos den Herrn „Bacularius“, also den Mann, der den „Baculus“ schwingt, den Stock, der damals jede pädagogische Bemühung des Lehrers wirkungsvoll unterstützen sollte. Als man später an der Schule nicht mehr diese lateinischen Titel gebrauchte, nannte man solche Pädagogen wohl „Popotechniker“ oder „Steißtrommler“ oder ganz einfach „Pauker“, wobei einem jeden klar war, auf was für Pauken hier die Musik gemacht wurde.

5. Teil

Kinderfresser im Eselstall

Die Domschule in der Zeit der Reformation

Am 1. Juli 1543 wurde die Stadtkirche St. Maximi lutherisch, 1544 auch St. Viti; St. Thomae spätestens 1558. Der Dom war 1545 bis 1549 mehr oder weniger lutherisch; aber fast das gesamte Domkapitel blieb katholisch. 1549 - 1561 war der Dom wieder katholisch, seitdem

lutherisch. St. Sixti und St. Petri wurden nie lutherisch. St. Sixti verfiel, St. Petri wurde abgerissen.

Luther hatte 1524 in seiner Schrift „An die Ratsherren aller Städte des deutschen Landes, dass sie christliche Schulen aufrichten und halten sollten“ die Domschulen und die Klosterschulen „Eselställe und Teufelsschulen“ genannt und ihre Lehrer „Kinderfresser und Verderber“. Man drückte sich sehr grob aus, aber man meinte es auch so. Hintergrund ist, dass es in Einzelfällen zu Übergriffen von Lehrern gegenüber Schülern gekommen sein mag, aber auch, dass der Bildungsstand der Schulen zurückgehen musste, nachdem die Universitäten einen großen Teil der Aufgaben übernommen hatten, die zuvor die Domschulen und die Klosterschulen geleistet hatten.

Wichtiger als die Auseinandersetzung mit dem kirchenpolitischen Gegner waren Luthers Forderungen für die Zukunft der Schulen: Alles Geld, von wem es auch immer kommen mag, das für eine gute Schulbildung der Jugend, für Jungen und Mädchen ausgegeben wird, ist gut angelegt für die Zukunft und für jede Art von Beruf. Die Schüler sollen in den Schulen Lateinisch, Griechisch und Hebräisch lernen. Sie sollen am Ende ihrer Schulzeit in der Lage sein, die Bibel in ihren Ursprachen zu lesen und zu verstehen. Die Texte sind wichtiger als die Grammatik. Darum soll man die Schüler nicht mit sturem Pauken quälen. Die Schüler sollen außerdem Dichtung und Geschichte kennen lernen, auch Mathematik und Musik sollen nicht zu kurz kommen. Das alles sei für junge Leute wichtiger als Kartenspielen und Tanzen. Hand in Hand mit einer solchen Schulreform müsse aber auch überall die Schaffung guter und allen Leuten zugänglicher Bibliotheken sein. Was nützte es einem Menschen, wenn er in der Schule lesen lernte, danach aber kein Buch in die Hand bekam!

Bei allem gutem Willen, Luthers Forderungen waren nicht überall sogleich in die Tat umzusetzen. Woher sollte auch jede Schule sofort geeignete Lehrer für Griechisch und Hebräisch nehmen? Dazu kam, dass sich alle Wirren der Zeit negativ auf die Schulen auswirkten. Das ging bis dahin, dass die Schule auf ihrem Tiefpunkt schließlich nur noch eine einzige Klasse hatte und sich 1542 der Rektor der Domschule, Magister Heinrich Hertzog, beklagen musste, es könnten ja noch nicht einmal alle Schüler ordentlich lesen. Heinrich Hertzog brachte es seinen Schülern bei.

1545 konnte sich sein Nachfolger, Magister Georg Schlöbitz, nicht mehr über schlechtes Lesen beklagen. Er klagte jetzt darüber, dass die Schüler die lateinische Grammatik nicht ordentlich beherrschten. Manche könnten noch nicht einmal ordentlich deklinieren und konjugieren. Georg Schlöbitz schaffte energisch Abhilfe, damit die Schule eines Tages wieder werden konnte, was sie lange Zeit gewesen war, eine Bildungsstätte mit höherem Niveau. Doch aller Anfang ist schwer. Rektor Schlöbitz teilte erst einmal die Schule in zwei Klassen. In den Unterricht teilte er sich mit dem Baccalaureus und dem Cantor. Aber jeden Morgen, noch vor der Frühmesse, also in der Stunde von 5 Uhr bis 6 Uhr, paukte er mit allen Schülern lateinische Formenlehre nach der bewährten alten Grammatik aus dem Jahre 354. Als er das geschafft hatte und alle Schüler die Formenlehre beherrschten, nutzte der Rektor die frühe Zusatzstunde, um den Schülern die lateinische Satzlehre einzutrichtern, wie sie gerade ein Professor aus Marburg verfasst hatte. Außer dieser Zusatzstunde hatte jeder Schüler täglich elf Stunden Unterricht. Am Sonnabend war schon um vier Uhr nachmittags Schulschluss, danach und am lieben Sonntag durften sich die Schüler mit Auswendiglernen erholen. Im Unterricht las man lateinische Dichtung, Ciceros Briefe, dazu Philosophie und Ethik. Der Kantor sang mit der Oberklasse anspruchsvolle Figuralchöre. Mit anderen Worten: Was Rektor Schlöbitz in kurzer Zeit wieder aus

der alten Domschule gemacht hatte, das konnte sich sehen lassen. Sein Lateinunterricht stand den Leistungen des späteren Domgymnasiums nicht nach.

Doch noch immer waren die Bürger der Stadt mit ihrer Domschule unzufrieden. Eingaben über Eingaben wurden gemacht. Jetzt wurde lautstark protestiert: Man habe nach den Eingaben zwar mehrfach die Lehrkräfte ausgewechselt, aber das alte Schulsystem sei geblieben und müsse dringend gewechselt werden. Schuld sei nur das böse Domkapitel. Es gingen schließlich auch Schüler aus der lutherischen Stadtkirchengemeinde in die Domschule. Und diese armen Domschüler würden dort gezwungen, zu den Gottesdiensten im katholischen Dom zu singen! Das Domkapitel nahm den Protest zur Kenntnis und entschied nach kurzer Beratung: „Der Chor der Domschule singt auch weiterhin im Dom, der Chor der Klosterschule singt in St. Petri. Dabei bleibt es.“

Mit dieser Entscheidung waren nicht alle Schüler und deren Eltern zufrieden. Sie organisierten einen Chorstreik. Etliche Schüler waren bei den Übungsstunden des Schulchores nicht mehr zu sehen und zu hören, also auch nicht mehr beim Singen im Dom. Die Lehrer antworteten auf ihre Weise. Sie nahmen in den übrigen Stunden diese Schüler einfach nicht mehr zur Kenntnis. Jetzt waren erst recht die Eltern unzufrieden, die ihre Kinder im Unterricht vernachlässigt sahen. Irgendwann kam es dann zu dem Kompromiss, dass der Schulchor zwar regelmäßig im Dom, aber zu einigen besonderen Gottesdiensten auch in der lutherischen Stadtkirche singen sollte.

Trotz allen Streites zwischen den Bürgern der Stadt und der Domschule zahlte beispielsweise im Jahre 1554 der Rat der Stadt an den Rektor der Domschule 24 Groschen als Beihilfe für eine von den Schülern gestaltete Theatervorführung. Der Rat der Stadt hätte sicher nicht gezahlt, wenn die Leistungen der Domschule nicht überzeugend gewesen wären.

Gleichzeitig zahlte der Rat eine Beihilfe auch an die Klosterschule St. Petri, denn die gab es noch immer. Die Zahl der Mönche nahm ab. Seit 1544 bestand das Kloster nur noch aus vier Mönchen. Der letzte Abt starb 1554. Seitdem leitete der Prior Andreas Monhaupt das Kloster mit den Mönchen Konrad Schlegel und Heinrich Schadehut, sowie dem Klausner Simon. Als 1562 das Petrikloster endgültig geschlossen und die letzten Mönche vertrieben wurden, gab es in der Klosterschule noch immer fünfundzwanzig mit Namen überlieferte Schüler. Von ihnen waren acht Schüler katholisch und siebzehn Schüler evangelisch. Sie waren buchstäblich bis zum letzten Tage hier unterrichtet worden.

6. Teil

In Merseburg soll eine Landesschule entstehen

Michael Heldingk, der letzte Bischof von Merseburg, liebte seine Domschüler. Wenn er ihnen auf der Straße begegnete und sie vor den Häusern singen hörte, nahm er sich Zeit, sich an ihrem Gesang zu erfreuen. Er dachte dabei stets an die Zeit, als er selbst als solch ein Schüler mit durch die Straßen gezogen war, um für die zu singen, die die mittellosen Schüler wieder und wieder unterstützten. Bischof Michael konnte sich seinen Dienst und seine Stadt ohne die Domschule nicht vorstellen. Dass es in Merseburg noch immer zwei kirchliche Schulen gab, verdankte er seinen Vorgängern, besonders Sigismund von Lindenau.

Im Mai 1543, also noch zu Lebzeiten des Bischofs Sigismund, erließ Herzog Moritz eine neue Landesordnung. Er stellte fest, dass es die Klöster und Stifte nicht mehr gäbe. Aus deren Vermögen und Gebäuden sollten jetzt drei „Landesschulen“ errichtet werden:

1. Die Landesschule zu Meißen für 60 Schüler,
2. die Landesschule im Petrikloster zu Merseburg für 70 Schüler und
3. die Landesschule im Kloster Pforta bei Naumburg für 100 Schüler.

Herzog Moritz wusste auch genau, wie er sich den Schulbetrieb vorzustellen hatte: Die Schüler sollten bei ihrer Aufnahme elf bis fünfzehn Jahre alt sein, auch schon lesen und schreiben können. Wenn sie begabt waren und immer ihren Lehrern gehorchten, sollten sie sechs Jahre in dieser Schule verbleiben. Unterweisung, Unterbringung und Verpflegung sollten kostenlos sein, außerdem sollte jeder Junge pro Jahr 10 Ellen Tuch zur Kleidung erhalten. So sollten auch arme Schüler die Landesschule besuchen können. Nach sechs Jahren sollte jeder Schüler seinen Studienplatz mit Stipendium an der Universität Leipzig erhalten. An der Landesschule in Merseburg sollten ein Prediger und vier Lehrer angestellt werden. Von den vier Lehrern sollte einer ein Magister sein, zwei sollten Baccalaureus sein und einer Cantor.

Nach dem Plan des Herzogs sollte es also in seinem Land stets 230 Schüler geben, die auf ein Universitätsstudium in einem Kursus von sechs Jahren vorbereitet wurden. Von diesen 230 Schülern sollten Ritterschaft und Adel 76 Knaben an die Schule entsenden, 54 der Landesherr und 100 die Städte. Das hieß pro Jahr für Ritterschaft und Adel 12 - 13 Schüler, vom Landesherrn weitgehend aus der Umgebung seines Hofes ausgewählt 9 Schüler, von den Städten ausgewählt 16 - 17 Schüler. Die Landesordnung setzte auch genau fest, welche Stadt innerhalb des Zeitraumes von sechs Jahren wieviel Schüler an welche Schule entsenden durfte. Nur Leipzig durfte jedes Jahr einen Schüler entsenden, einmal in sechs Jahren sogar zwei. Mücheln und einige andere Städte durften alle sechs Jahre einen Schüler entsenden. Das waren zusammen 36 Schüler. 35 Schüler sollte der Adel entsenden. Und die Zahl von 70 Schülern sollte dabei nicht überschritten werden. Das heißt auf jeden Fall, dass der Landesherr nicht einen einzigen Schüler nach Merseburg schicken konnte. Die Stadt Merseburg war in dieser Rechnung des Herzogs überhaupt nicht vorgesehen. Nicht ein einziger Merseburger Bürgersohn hätte die Merseburger Schule besuchen dürfen und so zu einem Studium zugelassen werden, auch nicht durch einen Gnadenakt des Herzogs. Die Begeisterung der Merseburger Bürger war entsprechend hoch. Und der Bischof protestierte im Namen Merseburgs.

Herzog Moritz machte ein Kompromissangebot: Ob vier Lehrer miteinander 70 Schüler unterrichteten oder 95 machte doch kaum einen Unterschied. Und wenn die Schüler im Schlafsaal des Petriklosters etwas enger zusammenrückten, passten auch 25 junge Männer mehr hinein. In die Suppe konnte man noch ein paar Eimer Wasser schütten, dann reichte das Essen für alle. Also erlaubte der Herzog dem Bischof gnädigst, 25 Schüler zusätzlich in die Landesschule Merseburg zu entsenden. Der Bischof bedankte sich für solch hochherziges Anerbieten. In seiner Domschule bereiteten sich mehr Schüler auf ein Universitätsstudium vor, ebenso in der Klosterschule St. Petri. Noch waren beide Schulen in Funktion. Er war auf die Gnade des Landesherrn nicht angewiesen.

Nun soll man das Fell des Bären nicht verteilen, bevor er erlegt ist. Der Herzog war im Irrtum, wenn er meinte, das Recht zu haben, Domstift und Kloster einfach aufzulösen. Der Bischof von Merseburg wies dieses Ansinnen des Herzogs energisch zurück. Der Herzog wollte seinen Willen durchsetzen. Aber noch zählte der Bischof von Merseburg zu den Reichsfürsten. Der Bischof klagte gegen den Herzog vor dem Kammergericht. Der Bischof gewann den Prozess. Das Gericht drohte Herzog Moritz wegen Bedrängung eines Reichsfürsten die Reichsacht an.

Herzog Heinrich errichtete im Jahre 1550 - wahrscheinlich zähneknirschend - seine Landesschule in Grimma statt in Merseburg. In Merseburg aber blieb auf diese Weise die Domschule erhalten, vorläufig auch noch die Klosterschule. Und Bischof Michael konnte seine Domschüler weiter auf Merseburgs Straßen singen hören.

Doch zuvor hatten sich Rat und Bürgerschaft zu Merseburg noch auf ihre Eigenständigkeit gegenüber dem Bischof besonnen. Im Januar 1545 richteten sie eine Bittschrift an Herzog Moritz: Sie seien doch jetzt alle gute lutherische Christen. Da könne es der Herzog doch nicht zulassen, dass sie ihre Söhne in eine katholische Schule schicken müssten. Darum möchte doch der liebe Herzog so gnädig sein, und wenigstens einige ihrer Söhne in die Landesschule Pforta aufnehmen.

Der Herzog antwortete dem Rat der Stadt huldvollst und versprach, dessen Bitte nachzukommen, sobald in Pforta dafür Plätze frei seien. Er hat Wort gehalten. Die ersten Merseburger Schüler durften zweiundzwanzig Jahre später in die Landesschule Pforta eintreten. In diesem Jahre 1567 gestattete der Herzog dem Merseburger Adel, zwei Schüler nach Pforta zu entsenden, und dem Rat der Stadt, drei Schüler dorthin zu schicken. Zu der Zeit war auch die Stiftsschule am Dom zu Merseburg lutherisch.. Sie war außerdem gleichzeitig die Stadtschule der Stadt Merseburg geworden. So hatten die Merseburger mit ihrer Bittschrift im Grunde nichts gewonnen, aber sie sollten dadurch noch so Einiges verlieren. Denn die Stadt Merseburg hatte erwartet, dass jetzt der Stifts- und Stadtschule mindestens ein Teil der Einkünfte der Klosterschule St. Petri zugewiesen würde. Aber der Landesherr entschied: Alle diese Einkünfte erhielt die Landesschule Pforta, ebenso erhielt diese Schule die gesamte Bibliothek des Petriklosters. Die Stifts- und Stadtschule geriet damit in arge finanzielle Bedrängnis. Außerdem musste die Stadt Merseburg der Landesschule Pforta jedes Jahr 500 Gulden für ihre drei Schüler bezahlen; das waren in vierzehn Jahren 7000 Gulden für insgesamt 11 Schüler.

Aber damit war das Drama noch nicht beendet: Als abzusehen war, dass unter Kurfürst August die Stiftsschule am Dom unter die Trägerschaft des Landesherrn gestellt werden sollte, wurden sofort sämtliche Merseburger Schüler aus der Landesschule Pforta entlassen, da sie ja schon 15 Monate später in die Merseburger Stiftsschule gehen könnten. In diesen fünfzehn Monaten erhielten sie selbstverständlich kein Stipendium. So war den Merseburgern mit ihrer Bittschrift die Kanone nach hinten losgegangen. Die Eltern waren einfach sauer.

7. Teil

Die Humanistenschule

Zu Lebzeiten des Reformators gab man in lutherischen Landen den Domschulen kaum eine Zukunft. Doch das sollte sich ändern. Die Domschulen galten als „Humanistenschulen“ und stiegen als solche stark im Ansehen. Das galt durchaus auch für Merseburg. Das beweist schon der Stundenplan von 1562. Dass in dieser Schule gründlich Latein gelernt wurde, war nichts Neues. Man las u.a. Terenz, Cicero und Vergil. Neu war aber, dass es jetzt auch einen gründlichen Unterricht im Griechischen gab. In dieser Sprache brachte es die Stiftsschule so weit, dass die Schüler die Lehrgedichte des Hesiod über die Entstehung der Welt und über die Götter Griechenlands lesen und übersetzen konnten. Mit der Einführung der zweiten Sprache des klassischen Altertums war schon eine der wesentlichen Forderungen der Humanisten erfüllt.

Dass Religion und Musik auch weiterhin mit reichlich bemessener Stundenzahl unterrichtet wurden, entsprach der Tradition der Schule. Dass die christliche Lehre jetzt nach Luthers Katechismus behandelt wurde und außerdem mehr biblische Texte als bisher gelesen wurden, war für eine lutherische Schule selbstverständlich. Dass dabei aber mindestens die Evangelien griechisch gelesen wurden, war schon beachtlich.

Eine andere Forderung der Humanisten konnte nicht ganz so rasch in die Schulpraxis umgesetzt werden: An den Universitäten sollten die Artistenfakultäten zu philosophischen Fakultäten entwickelt werden, die dann gleichberechtigt neben die bisherigen drei Fachstudien Theologie, Jurisprudenz und Medizin treten sollten. Damit sollte das Grundstudium an den Artistenfakultäten entfallen und an die entsprechenden Schulen zurückverwiesen werden.

Diese Umstellung erwies sich als schwierig und brauchte Zeit. Die Universitäten sollten hier Neuland betreten. Die Schulen mussten erst umstellen, wenn die zuständige Universität keine Artistenfakultät mehr hatte. Doch dann brauchte die Schule Lehrer für den Unterricht in Deutsch und Mathematik, in Geschichte und Geographie. Es war abzusehen, dass noch weitere Fächer hinzukommen mussten. Das bedeutete eine erhebliche Verlängerung der Schulzeit. Man brauchte mehr Lehrer und mehr Klassenräume, am Ende auch wesentlich mehr Geld als bisher. Das war nicht von heute auf morgen zu leisten.

Damit war die Schule am Dom nach dem Tode des letzten katholischen Bischofs in einer Übergangsphase: Abgesehen von der Neueinführung des Griechischunterrichtes und vom veränderten Inhalt des Religionsunterrichtes entsprach der Lehrplan durchaus noch dem der bisherigen Lateinschule. Aber die Weichen waren schon gestellt in Richtung auf ein „humanistisches Gymnasium“. Die Realisierung hing ab von der Frage, wieweit sich nach dem Tode des Bischofs der neue weltliche Landesherr für die Stiftsschule am Dom zu Merseburg engagieren würde.

8. Teil

Die erneuerte Stiftsschule am Dom zu Merseburg

Auf dem Domplatz in Merseburg kann man rechts vom Kreuzgang an der Domküsterei noch eine sehr alte Tür sehen. Das ist die Tür, durch die die Domschüler und ihre Lehrer seit 1575 bis 1880 gingen. Die Tür hat eine lateinische Inschrift, die in einer Merseburger Chronik so übersetzt wurde:

„Mit des Allerhöchsten Gottes Beistand hat Augustus Herzog zu Sachsen, des heiligen Römischen Reiches Erzmarschall und Kurfürst usw. dieses vom langen Alter baufällige Gebäude zum Nutzen der Schuljugend gottselig gestiftet und mit jährlichen Einkommen begabet, durch höchste Treu und sorgfältigen Fleiß des Dr. Hieronymus Kommerstadt, des höchst gemeldeten Fürsten Rat und Domherrn zu Merseburg und Scholasticus, im Jahre Christi 1575.“

Das Schulgebäude hatte damals das „lange Alter“ von etwa 150 Jahren. So machten sich Schäden am Bauwerk bemerkbar. Außerdem reichten die Räumlichkeiten nicht mehr aus für eine Stiftsschule, die wirklich allen humanistischen Forderungen gerecht werden konnte, einschließlich der Ablösung der Leipziger Artistenfakultät. Die Schule sollte die Domschule, die Klosterschule und die Schule der Brüder vom Gemeinsamen Leben fortführen, also drei Schulen zusammenfassen. Die Schule beim Kollegiatstift St. Sixti blieb noch katholisch und war 1580 nicht mehr vorhanden. Alle Bemühungen, für die Stiftsschule am Dom auch die Bibliothek der Klosterschule zu erhalten, schlugen fehl. Sie wurde 1573 endgültig in die Landesschule Pforta

gebracht. Für die Stiftsschule wurde 1570 die Bibliothek des Domstiftes neu geordnet und mit einem Katalog versehen.

Als 1572 die Bauarbeiten an der Merseburger Stiftsschule begannen, wurde so entschieden: Ein Teil des alten Schulgebäudes bleibt erhalten und wird in das neue Gebäude einbezogen. In diesem Teil werden die bisherigen Domschüler während der Bauarbeiten unterrichtet, bis die erneuerte Schule fertig ist. Neue Schüler können erst aufgenommen werden, wenn das ganze Schulgebäude zur Verfügung steht.

1574 wurde die künftige Lehrerbesoldung durch Kurfürst August großzügig sichergestellt: Bisher hatte doch die Stadt Merseburg als Beitrag für das Unterrichten von drei Schülern jedes Jahr an die Landesschule Pforta 500 Gulden gezahlt. Diese Schüler sind jetzt nach Merseburg zurückgeschickt worden. Also wurde die Stadt Merseburg allergnädigst angewiesen, diese 500 Gulden künftig nicht mehr an die Landesschule Pforta zu zahlen, sondern an die Stiftsschule in Merseburg. Von dem Geld könnten doch mit Leichtigkeit alle Lehrer der Stiftsschule besoldet werden. Und, was davon noch übrig blieb, konnte ja zur Ausbesserung der Schulgebäude und zur Aufbesserung der Besoldung armer Kirchendiener verwendet werden. Darüber war selbstverständlich genaueste Rechenschaftslegung erforderlich.

So hatte der Kurfürst alles getan, dass die Merseburger Stiftsschule eine Schule unter den anderen Schulen des Landes war und die Landesschulen nicht übertreffen konnte. Aber es sah für Merseburg trotzdem nicht ganz schlecht aus. Für die Unterhaltung der Stiftsschule waren jetzt drei Stellen miteinander verantwortlich: Der Kurfürst als Hauptträger der Schule, das Domstift als Nebenträger und - ohne anerkannte Mitträgerschaft - der Rat der Stadt. Seit 1575 konnten zwanzig Schüler Stipendien erhalten.

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts gab es bei den Humanistenschulen in Deutschland zwei Richtungen, den strengen Humanismus nach der Art des Erasmus von Rotterdam und den christlichen Humanismus nach der Weise Philipp Melanchthons. Die Stiftsschule in Merseburg nahm sich Luthers Freund Melanchthon zum Vorbild. Den Merseburger Stundenplan arbeitete ein Freund Melanchthons aus, der Leipziger Professor Joachim Cameraarius.

Damit schien die Schule in einem recht guten Zustand zu sein, wenn Lehrer und Schüler dafür geeignet gewesen wären. Das Lehrerkollegium bestand aus dem „Ludimoderator“ der Schule, einem Baccalaureus und dem Cantor. Der Cantor sollte den Chor leiten und in allen Klassen Musik unterrichten. Die beiden Lehrer sollten sich in den Unterricht in allen sechs Klassen teilen. „Ludimoderator“ war Magister Andreas Kessel, Schüler Melanchthons und an der Merseburger Schule als Lehrer für Griechisch angestellt. Er war ein grundgelehrter Mann, aber im Übrigen ein Grobian ersten Ranges, der derbe Späße liebte. Wenn er damit andere Leute beglückte, dann war die Freude darüber in der Regel sehr einseitig - und nicht beim Opfer seines Späßes. Darum gab es damals in Merseburg auch nur einen einzigen Menschen, der einen noch schlechteren Ruf hatte als er - und das war seine Frau.

Statt der sechs vorgesehenen Klassen hatte die Schule nur zwei. Für das Ergebnis bei den Schülern spielte das keine Rolle. Sie wurden ja unterrichtet. Dabei verging die Zeit. Jeder Tag brachte die Schüler der Universität näher. Leistungskontrollen oder Prüfungen gab es weder schriftlich noch mündlich. Es gab keinerlei Zensuren. Beurteilungen wurden nur mit „langem Stift“ auf den verlängerten Rücken geschrieben.. Doch solche Zeugnisse waren nirgendwo in

beglaubigter Abschrift einzureichen. Wer seine sechs Jahre in der Stiftsschule abgesehen hatte, der durfte ohne weiteres zur Universität gehen. Das waren noch Zeiten! Für die Schüler wurden sie lediglich durch häufigere Gesäßschmerzen und lästige Sitzbeschwerden getrübt.

Wer in die Schule aufgenommen werden wollte, sollte 11 - 16 Jahre alt sein und die Schule sechs Jahre lang besuchen und dann an die Universität übergehen. Bei der Aufnahme sollten die Schüler eigentlich lesen und schreiben können. Doch, wo hatten sie das eigentlich lernen können? Wenn es eine Stadtschule gegeben hatte, so gab es sie doch schon seit einiger Zeit nicht mehr. Elementarschulen gab es nur noch in den beiden Vorstädten, Neumarkt und Altenburg. Der jeweils einzige Lehrer war der Küster. Der Lehrer auf dem Neumarkt war eigentlich Schneider von Beruf. In seine Schule gingen ganze vier Knaben. Und diese vier Knaben kamen meist nur im Sommer in die Schule, denn im Winter war das Schulzimmer schlecht geheizt, und im Sommer konnte es hitzefrei geben. Was sie in der Schule lernten, war kaum der Rede wert. Der Küster in der Vorstadt Altenburg war eigentlich Leineweber von Beruf. In seine Schule gingen gar keine Knaben. Woher in ganz Merseburg sollte die Stiftsschule am Dom geeignete Schüler nehmen ?

Ein halbes Jahr vor dem Gründungstag der erneuerten Stiftsschule traf der neue Rektor in Merseburg ein, Magister Erhard Hertel. Der bisherige „Ludimoderator“ wurde nun Konrektor. Da der Rektor auch eine Klasse übernahm, bestand die Schule aus drei Klassen. Es half nichts, der Kantor musste den Musikunterricht stark kürzen und dafür eine eigene Klasse übernehmen. So hatte die Schule vier Klassen, wo sie deren sechs haben sollte. Der Rektor wollte wenigstens noch einen weiteren Lehrer haben, damit es fünf Klassen geben könnte. Aber alle Bemühungen waren lange Zeit vergeblich.

So konnten längst nicht alle Vorgaben des Lehrplans erfüllt werden. Der Lateinunterricht war nach wie vor gut. Griechisch hätte gründlicher unterrichtet werden können, wenn es mehr Lehrer dafür gegeben hätte. Als dritte Fremdsprache wurde Hebräisch mit nur einer einzigen Wochenstunde unterrichtet. Religionsunterricht wurde selbstverständlich reichlich erteilt. Von den alten „freien Künsten“ wurden außerdem noch die Fächer Rhetorik, Dialektik, Mathematik und Musik unterrichtet.

Rektor Hertel führte eine für die damalige Zeit unerhörte Neuerung im Schulsystem ein: Viermal im Jahre wurden alle Schüler öffentlich in Gegenwart der Schulinspektoren geprüft. Und vor dem Abgang an die Universität stand jetzt eine Abschlussprüfung. Jeder Schüler konnte sich aussuchen, welchen der vier jährlichen Prüfungstermine er dazu wahrnehmen wollte. Die Abschlussprüfungen dauerten etwa eine Woche und begannen mit einer lateinischen Rede des Rektors. Ihm hatte der beste Schüler mit einer selbstverfassten lateinischen oder griechischen Rede zu antworten. Er hatte außerdem eigene lateinische Gedichte vorzutragen. Dann folgten alle Prüfungen. Am Ende der Woche hatte ein anderer Schüler eine lateinische Rede zu halten.

Wer bestanden hatte, bekam bei der feierlichen Verabschiedung noch ein Geschenk, der beste Schüler in klingender Münze, jeder andere ein Buch, meist im Wert von 6 Pfennigen. Wenn einer Glück hatte, dann passte dieses Buch zu seinem künftigen Studium. Aber solches Glück konnte nicht jeder Abiturient haben. Doch wehe dem Schüler, der zur feierlichen Verabschiedung nicht erschien. Das galt als grober Undank gegen den Landesfürsten und damit als ein unverzeihliches Vergehen.

Gegen Rektor Hertel wurde Anzeige erstattet, selbstverständlich anonym. Der Rektor sei ein fauler Tyrann. Die Unterrichtsmethoden seien denkbar schlecht, der Lehrplan auch. Darum

seien die Leistungen der Schüler völlig unzureichend. Rektor Hertel wies alle Anschuldigungen als falsch zurück. Der Kurfürst ließ den Fall durch die Schulinspektoren untersuchen. Das Urteil der Inspektoren lautete einmütig: „An der Stiftsschule in Merseburg ist mit Rektor, Lehrern, Schülern und Unterricht alles in Ordnung, wie es sich für christliche Schulen gehört.“ Doch das half dem tüchtigen Rektor Magister Erhard Hertel nicht. Er starb 1581 an der Pest.

Als der Rektor tot war, wusste man sich kaum zu helfen, wie jetzt der Unterricht in allen vier Klassen planmäßig aufrecht zu erhalten war. Da hatte die Obrigkeit endlich ein Einsehen und bewilligte die Besetzung der schon seit vielen Jahren immer wieder beantragten fünften Lehrerstelle. Im folgenden Jahr trat der neue Rektor seinen Dienst an. Magister Bernhard Herold war selbst einst Domschüler in Merseburg gewesen. Jetzt stand er in dem Ruf einer außerordentlichen Gelehrsamkeit. Vor seiner Berufung nach Merseburg war er Rektor der Kreuzschule in Dresden gewesen. Er wusste, wie es in einer guten Schule zugehen muss. Die Schule durfte sich nicht mit vier Klassen begnügen, sie musste deren sechs haben. Und dazu wurden zwei weitere Lehrer gebraucht.

Rektor Herold wusste seine Forderungen seit 1582 mit großer Entschiedenheit vorzutragen: Wenn die jungen Leute nicht ausreichenden Unterricht in der Schule haben können, dann verbringen sie ihre Zeit anderswo. In Merseburg hätten sie für die Gestaltung ihrer freien Zeit viel zu viele „Zech- und Tanzhäuser“ zur Auswahl!

So erreichte er schließlich eine vorläufige Notlösung. Am Merseburger Dom hatten die Domherren noch immer ihr tägliches Chorgebet zu verrichten. War ein Domherr verhindert, so musste er sich durch einen „Choristen“, das war so eine Art Vikar, vertreten lassen. Darum leistete sich das Domkapitel stets zwei junge Leute, die nach bestandenen Examen auf eine Berufung in eine erste Stelle warteten. Die konnten eigentlich außer Vertretungen beim Chorgebet noch etwas mehr tun. Sie sollten an der Domschule zwei Hilfslehrerstellen vertreten. Und so geschah es seit 1599, nach einem zähen Ringen von 17 Jahren! Immerhin gab es jetzt die sechs Schulklassen: Prima, Secunda, Tertia, Quarta, Quinta und Sexta. Die Choristen konnten in Sexta und Quinta unterrichten.

Die so getroffene Lösung hätte recht gut sein können, wenn die beiden Choralisten nicht ständig wechselten. Solch ein dauernder Wechsel in den Lehrkräften der Unterstufe tut einer Schule nicht gut. Darum musste der Kampf um eine dauerhafte Besetzung dieser beiden Hilfslehrerstellen weiter gehen. Er sollte noch einmal 27 Jahre dauern, bis er 1626 endlich erfolgreich war.

Inzwischen war viel Wasser die Saale hinabgeflossen. Rektor Herold war zwar fast dreißig Jahre Leiter der Merseburger Domschule, aber diese Lösung hat er nicht mehr erleben dürfen. Er war 1611 an der Pest gestorben. Herolds Nachfolger, Magister Sebastian Crell, war grundgelehrt und auch sonst ein ausgezeichnete Mann. Er hatte nur einen Fehler: Er konnte nirgendwo richtig sesshaft werden. Schon nach fünf Jahren zog er im Jahre 1617 weiter.

Doch kurz vor seinem Abgang kam es in der Schule zu einer wichtigen Neuerung: Die Schulzeit wurde ab 1616 in Schuljahre eingeteilt. Dabei sollte noch eine Einzelheit bis 1940 in Geltung bleiben: Jedes Schuljahr begann zu Ostern. Neue Schüler aber konnten nach wie vor das ganze Jahr über in die Schule aufgenommen werden.

9. Teil

Die Stiftsschule im Dreißigjährigen Krieg

Über ein halbes Jahrhundert hatte es seit der Eröffnung der erneuerten Stiftsschule am Dom gedauert, bis endlich das Lehrerkollegium so weit vollzählig war, dass man daran gehen konnte, den vor der Eröffnung aufgestellten Lehrplan zu erfüllen. Inzwischen tobte in Deutschland schon seit acht Jahren der Dreißigjährige Krieg! Und die schlimmeren Kriegszeiten sollten erst noch kommen.

Man war in Merseburg nicht gerade glücklich darüber, dass Rektor Crell schon nach wenigen Jahren die Schule wieder verlassen hatte. Von seinem Nachfolger erwartete man, dass er der Schule in Merseburg treu blieb. Valentin Heustreu hatte in Leipzig Theologie studiert und sein Studium 1610 mit der Promotion zum Magister abgeschlossen. 1612 war er als Konrektor an die Stiftsschule berufen worden und 1617 zum Rektor befördert. Er übte dieses Amt fast den gesamten Krieg hindurch aus bis 1647.

Mit ihm hatte man für die Merseburger Schule einen guten Griff getan. Nach seiner Berufung zum Konrektor hat er rasch geheiratet. Und er wusste dafür auch einen guten Grund: Er wollte es gern von seinen eigenen Kindern lernen, wie man mit Schülern umzugehen hat. Dazu schenkte ihm seine Frau auch zwei Söhne und vier Töchter. Damit hatte er einen pädagogischen Vorteil, den seine Vorgänger in vorreformatorischer Zeit nicht aufzuweisen hatten.

Seine Zeitgenossen schilderten den Magister Heustreu als einen Mann von aufrichtiger Frömmigkeit, gepaart mit einer herzlichen Fröhlichkeit, die er auch im Schulalltag zeigte. Unter seinem Rektorat begannen jährliche Theateraufführungen. Darsteller waren die Domschüler. Und als Gegengewicht gegen den Ernst der Kriegszeit sollten es immer Komödien sein. Die erste Aufführung war am Osterfest 1618, die letzte 1624. Danach machte der Krieg die weiteren Komödien vorerst unmöglich. Ab 1631 hatte Merseburg ganz massiv unter dem Krieg zu leiden. 1633 kam die Pest dazu. Die Schulinspektoren sahen schon den Untergang des gesamten Schulwesens in aller Kürze kommen. Als Antwort darauf ließ Rektor Heustreu für das Osterfest 1634 wieder eine Komödie einüben, den „Weltspiegel“ von Bartholomäus Ringwaldt.

Mit dem Krieg und damit auch mit den Schulverhältnissen sollte es noch schlimmer kommen. Man befürchtete, in diesen Zeiten konnte den Rektor eigentlich nichts mehr in Merseburg halten. Er bekam eine ganze Reihe ehrenvoller Berufungen. Aber er hat sie alle ausgeschlagen. Er blieb dem Schulhaus in Merseburg treu, bis er 1647 im Alter von 58 Jahren starb.

Vor seinem Tode hatte Magister Heustreu noch eine Zusammenstellung gemacht, was aus den Schülern dieser bösen Kriegszeit geworden ist: 8 Doktoren, 2 Kanoniker, 21 Magister, 26 Prediger, 8 Amtleute, 4 Sekretäre, 1 Syndikus, 2 Stadtschreiber, 5 Kanzlisten, 1 Bürgermeister, 1 Stadtrat, 11 Ratsherren, 6 Konrektoren, 4 Ludimoderatoren, 3 Vikare, 1 Landrat, 1 Amtsschreiber, 5 Choralisten und 5 höhere Offiziere. Er konnte sich freuen, dass seine Arbeit noch zu seinen Lebzeiten Früchte getragen hatte. Und man erkennt auch, dass die Tradition der alten Domschule noch nicht ganz erloschen war: Mehr als ein Drittel der Schüler sind Theologen geworden.

1648 war der Dreißigjährige Krieg zu Ende. Jetzt sah man erst, wie verheerend die Folgen für Merseburg waren. Die Stadt hatte gerade noch etwa 2500 Einwohner. Von den sieben Lehrerstellen an der Stiftsschule waren zeitweise nur noch vier besetzt. Sechs Jahre nach Frie-

denesschluss wies die Schule schon wieder zehn Schüler auf, aber auch nicht mehr. Da hatte der neue Rektor, Mag. Georg Möbius, kaum etwas zu tun. Und seine Lehrer sollten ihm dabei helfen.

Georg Möbius war zwanzig Jahre Rektor in Merseburg (1648 - 1668). Wie wir sahen, hatte er in Merseburg sehr viele freie Zeit. Und in dieser Zeit bewährte es sich, dass er ein außerordentlich fleißiger Mann war: Er schrieb ein gutes Buch nach dem anderen. Die meisten seiner Bücher behandelten theologische Themen. Aber er dachte auch an seine Schüler. Die griechische Grammatik von Martin Crusius gab er überarbeitet und erweitert neu heraus. Und er dachte auch an Merseburg, die Stadt seines Wirkens. Er verfasste die „Neue Merseburgische Chronica“, in der auch so mancherlei über die Merseburger Domschule zu lesen steht.

1659 promovierte Georg Möbius noch zum Licentiaten der Theologie. Er wurde 1668 auf eine theologische Professur an der Universität in Leipzig berufen. Diese Verbindung zwischen der Merseburger Schule und der Universität Leipzig war nicht neu. Daneben wurde er auch noch Kanonikus von Zeitz und Domherr von Meißen.

10. Teil

Die einzige höhere Schule im ganzen Land

Die Domschule zur Herzogszeit

Der Kurfürst war weit. Der Herzog wohnte nebenan. Der Kurfürst konnte sich unmöglich um jede einzelne Schule in seinen Landen kümmern. Der Herzog hatte nur diese eine Schule, die zum Studium führte. Darum kümmerte er sich sehr um sie. Es sollte keinen Schulinspektor als Vertreter der Ritterschaft mehr geben. Auch der Bürgermeister der Stadt Merseburg sollte nicht länger Schulinspektor sein. Nur der Scholasticus des Domkapitels durfte im Amt bleiben, aber er sollte nichts mehr zu sagen haben. Dafür errichtete der Herzog ein Konsistorium, dem auch das Domgymnasium unterstellt wurde. Aber das eigentliche Sagen behielt sich der Herzog selbst vor. Aus der alten Domschule will der Herzog „sein Gymnasium“ machen.

Der Herzog konnte es sich auch leisten, in den Schulsachen das letzte Wort zu haben. Er hatte schließlich die Einkünfte der Domschule neu geregelt: 83,4 % der Kosten des Gymnasiums bezahlte - direkt und indirekt - der Herzog, 12,6 % das Domkapitel und 4% die Stadt Merseburg. Wenn dabei die bisherigen Beiträge von Domkapitel und Stadt nicht gekürzt wurden, so bedeutete das eine finanzielle Ausstattung der Schule, wie sie diese bisher noch niemals gehabt hatte. Die Eltern brauchten für ihre Söhne kein Schulgeld zu zahlen. Wenn ein Herzog schon so tief in seine Tasche griff, dann wollte er dafür auch etwas Ordentliches sehen.

1666 ließ der Herzog das Gymnasium visitieren. Die Zustände waren schlimm. Die durch den Krieg verursachten Schäden am Schulwesen waren noch zu sehr zu spüren. Den Konrektor ließ der Herzog an die frische Luft setzen. Rektor Lic. Möbius ging gleich hinterher. Er war ja zum Professor in Leipzig berufen. So waren in Merseburg gleich zwei leitende Stellen frei. Sechs Bewerbungen lagen vor. Doch wer hatte jetzt das Wahlrecht? Das neue herzogliche Konsistorium sagte, ihm sei das Gymnasium unterstellt, also habe es auch allein zu wählen. Das Domkapitel sagte, es habe immer das Wahlrecht gehabt. Dieses Recht gehöre zu seinen verbrieften Patronatsrechten. Der Herzog scherte sich nicht um diesen Streit, wer denn nun zuständig sei. Er wählte selbst - und damit war die Sache gelaufen. Nein, sie war noch nicht ganz gelaufen. Das Domkapitel als vom Herzog unabhängige Instanz erhob Einspruch: Das Domkapitel hätte

doch wählen müssen, denn es müsste ja die Berufungsurkunden unterzeichnen. Der Herzog ließ die beiden neuen Schulmänner 1668 ohne Berufungsurkunde ins Amt einführen. Trotzdem waren die Lehrer für die nächste Zeit mit ihrem Herzog zufrieden, denn er hatte ihre Gehälter erhöht. Über ein Jahr später unterschrieben dann schließlich die Domherren die Berufungsurkunden.

Bei der Amtseinführung von Rektor Heinrich Crazenstein und Konrektor Gerhard im Jahre 1668 ließ der Herzog seine neue Schulordnung verkünden. Am Gymnasium unterrichteten jetzt acht Lehrer. In sieben Klassen erteilte jeder Lehrer pro Woche 25 Stunden Unterricht. Dazu kamen noch 5 Wochenstunden Musik beim Kantor. Zum Musikunterricht gehörte nicht nur der Chorgesang, sondern auch das Zusammenwirken mit den herzoglichen Musikern. Das Lehrerkollegium bestand jetzt aus Rektor, Konrektor, Subrektor, Quartus (vierter Lehrer), dem Mathematiklehrer, zwei Kollaboratoren (Unterstufenlehrer) und einem Lehrer der französischen Sprache. Außerdem erteilte der Domdiakonus (einer der Dompfarrer) den Religionsunterricht, der Domkantor den Gesangsunterricht. Schließlich engagierte man auch noch einen Schreiblehrer. Über ein halbes Jahrhundert später kamen noch ein Zeichenlehrer und ein Turnlehrer hinzu. Die Klassenlehrer unterrichteten jetzt also nicht mehr alle Fächer in ihrer Klasse selbst. Vor allem für Mathematik, Religion, Musik und Französisch sind Fachlehrer da. Mit dem Fach Französisch wird jetzt neben den klassischen Sprachen auch eine moderne Fremdsprache unterrichtet.

Der Herzog kümmerte sich nicht nur um das Schulgebäude, um Anstellung und Besoldung der Lehrer und um den Lehrplan, er wollte, dass aus seinen Domschülern gute Christen und tüchtige Männer würden. Darum schärfte er den Lehrern ein, sie sollten ihren Schülern ein gutes Beispiel geben, nicht nur ihr Wissen vermehren, sondern sie auch „im Christentum wohl erbauen“. Der Rektor hatte jede Klasse mindestens einmal in der Woche unangemeldet eine Stunde zu visitieren. Damit sollte die Einhaltung des Lehrplans sichergestellt werden. Der Rektor sollte aber auch jeden Schüler persönlich kennen und seine Leistungen beurteilen können.

Entsprechend sollte jeder Schüler sich selbst, seine Anlagen und Neigungen beurteilen, damit er sich auf das richtige Studium vorbereitet und danach tüchtig in seinem Beruf wird. Der Schüler sollte seine Hoffnung und Zuversicht auf Gott setzen, sein Morgen- und Abendgebet nicht vergessen. Er sollte seinen Lehrern gehorsam sein und sich auch nach ihren Ratschlägen richten. Endlich sei ja niemand angefüllt mit aller Wissenschaft geboren worden. Da sich jeder das Wissen erst mühsam erwerben musste, durfte der Schüler keine Mühe und Arbeit scheuen, auch dann nicht, wenn es schwer fiel.

Das eigentliche Gymnasium begann auch damals mit der Sexta. Die „Septima“ war eine Vorstufe, so eine Art einklassige Elementarschule. Hier wurden Schüler ohne Vorkenntnisse aufgenommen, mochten diese nun vier, fünf Jahre alt sein oder fünfzehn. Und in jeder Klasse saß man eben so lange, bis man alles konnte, um versetzt zu werden. Zu diesem Zweck gab es zweimal in jedem Jahr eine Prüfung. Nur ganz selten schaffte ein Wunderknabe die Versetzung nach nur einem Halbjahr. Die meisten Schüler brauchten für jede Klassenstufe mehrere Jahre. In späteren Zeiten teilte man deshalb die drei Oberklassen in Untertertia und Obertertia, in Untersecunda und Obersecunda, in Unterprima und Oberprima. Zur Herzogszeit betrug das Durchschnittsalter der Primaner 26 Jahre. Damals saß in der Secunda oft ein vierzehnjähriger Schüler neben einem vierundzwanzigjährigen Schüler. In der Secunda blieb man in der Regel drei Jahre, aber auch fünf Jahre waren keine Seltenheit. In der Prima lag der Rekord bei achtundeinhalb Jahren. Dabei gab es neben dieser allgemeinen Prüfung keine Abschlussprüfung. Wer aus der

Prima entlassen wurde, der konnte an der Universität studieren. Das galt selbstverständlich auch für unfähige und notorisch faule Schüler.

In dem Jahrzehnt 1731 - 1741 gingen 128 Schüler aus der Prima ab, um die Universität zu besuchen. Von ihnen wussten bei Abgang schon 90, welche Fakultät sie wählen sollten: 48 Theologie, 38 Jura, 4 Medizin und 2 Philosophie. Wer Lehrer werden wollte, wurde als Primaner von der Schulbank weg ohne eine weitere pädagogische Ausbildung sofort Dorfschulmeister.

In der Sexta sollte der Unterricht nach dem Willen des Herzogs weitgehend spielend geschehen. In Sexta bis Quarta hatten die Schüler Deutsch und Latein zu lernen. In Tertia kam das Griechische hinzu und in Secunda das Hebräische. Griechisch und Hebräisch war für alle Schüler verbindlich. Das Behandeln von Dichtungen sollte zur Beredsamkeit helfen. Deutsche Aufsätze sollten vorwiegend über historische Themen geschrieben werden. Das ersetzte den fehlenden Geschichtsunterricht.

Dass auch sonst noch etliche Fächer fehlten, etwa die Naturwissenschaften und Geographie, waren dem Herzog und der Schulleitung wohl bewusst. Deshalb war jeder Klassenlehrer verpflichtet, seinen Schülern wöchentlich noch sechs Privatstunden anzubieten, die allerdings von den Schülern zu bezahlen waren. Die Teilnahme an diesen Stunden war ganz freiwillig. Also wehe dem Schüler, der dieses Angebot nicht annahm! Diese Methode hatte noch einen Nebeneffekt: Jeder versetzte Schüler schmälerte das Einkommen seines bisherigen Klassenlehrers. Damit hatte jeder Klassenlehrer ein ureigenes Interesse daran, dass möglichst wenig Schüler versetzt wurden.

In dieser Zeit hatte das Domgymnasium 250 bis 300 Schüler. Die durchschnittliche Klassenstärke war 41. In so manchen Stunden wurden planmäßig zwei Klassen miteinander unterrichtet. Dazu mussten am Hause bauliche Veränderungen vorgenommen werden, um dafür ein entsprechend großes „Auditorium“ zu schaffen.

Der Herzog verlangte von seinen Schülern, dass sie pünktlich noch vor dem Glockenschlag in angemessener und standesgemäßer Kleidung im Klassenzimmer waren. Wer nicht kommen konnte, musste sich vorher von seinem Klassenlehrer beurlauben lassen. Es war den Schülern auch nicht erlaubt, in der Öffentlichkeit Waffen zu tragen. Trotzdem kam es immer wieder vor, dass Schüler der Oberklassen mit umgeschnalltem Degen in der Schule erschienen. Einiges war den Schülern strengstens verboten, etwa im Sommer in das kalte Bad zu gehen oder gar im Winter auf das Eis. Auf keinen Fall durfte sich ein Schüler in Bier- oder Weinhäusern, erst recht nicht an noch verdächtigeren Orten aufhalten. Bei allen diesen Verboten ging es um die Sicherheit von Leib und Leben der Schüler. Es kam zu oft vor, dass Schüler aus den oberen Klassen in solchen Häusern betrunken gemacht, in diesem Zustand zum Fahneneid verleitet und dann abtransportiert wurden. In solchen Fällen versuchte der Herzog zwar regelmäßig zu Gunsten der Schüler Einspruch zu erheben. Er hatte dabei aber fast nie Erfolg.

Unter diesen Umständen versteht es sich, dass disziplinarische Maßnahmen sehr genau geordnet und dosiert werden mussten. Ohne sie ging es wirklich nicht. Der Herzog war mehr für die sanfte Art. Er meinte, die unentbehrlichen Ermahnungen sollten ohne Bitterkeit erteilt werden, die Strafen ohne Schmach vollzogen und die Züchtigungen ohne zornige Worte. Der Lehrer sollte die Rute so wenig wie möglich gebrauchen und sich des „Baculs“ („baculum“ war der Stock des Lehrers) gänzlich enthalten. Faule Schüler sollte der Lehrer lieber vor dem Ofen knien lassen. Es zeigte sich, dass sich mit dieser Milde die Schulzucht nicht aufrecht erhalten ließ.

Also musste für „rüdige Schafe“ wieder eine strengere Schulzucht eingeführt werden. Da wurden die Mittel der körperlichen Züchtigung genau geregelt: In Sexta durfte es höchstens die Rute geben, in Quinta und Quarta war die Rute an der Tagesordnung. In Tertia und Secunda entschied der Lehrer je nach Schwere des Vergehens, ob Rute oder „Bakel“ gebraucht wurde. Für den Primaner kam die Rute höchstens als besondere Ausnahme noch einmal in Frage. Er hatte einen Anspruch auf den Bakel! In noch schwereren Fällen gab es für Schüler aller Klassen den Karzer bei Wasser und Brot. Half auch das nicht, so musste gegen den Schüler vor versammelter Schule in Anwesenheit von Konsistorium und Schulinspektor verhandelt werden. Das letzte Mittel war schließlich der Verweis von der Schule.

Es gab aber auch abscheuliche Verbrechen, die die Schüler damals verübten. Da ging im Jahre 1732 ein Schüler von der Schule ab, um an der Universität in Wittenberg mit dem Studium zu beginnen. Andere Primaner mussten erst noch weiter die Schulbank drücken. Einer von ihnen widmete seinem abgehenden Freund ein Abschiedsgedicht. Darin hieß es:

„Wie fröhlich lebten wir, trotz allen Bärenhäutern,
bei gutem Bier, Kaffee und edlen Tabakkräutern...
Die Freundschaft macht mir selbst die stumpfe Feder scharf;
Und da ich in Person dich nicht begleiten darf,
(Das Schulloch möchte sonst in meinem Dienste stehen.)...“

Ein solches Gedicht enthielt ja schwerste Vergehen. Und das Schlimmste war, dass es in die unrechten Hände geriet. Der Schüler musste vor das Konsistorium. Dort sei er nicht höflich genug gewesen. Das verschlimmerte seine Lage sehr. Jetzt wurde die gesamte Schule zusammengerufen. Der Superintendent hielt im Auftrage des Konsistoriums eine geharnischte Strafpredigt und verkündete dann das Urteil des Konsistoriums: Der missratene Schüler erhielt jetzt sofort fünfzig genau abgezählte Hiebe mit dem Bakel. Der Herr Rektor musste sie ihm vor versammelter Schule ordentlich verabfolgen. Und die hohen Herren passten auf, dass jeder Hieb kraftvoll ausgeführt wurde und richtig saß. Das waren noch Zeiten ! Das waren noch anständige Sitten !

Im Jahre 1698 hatte der Schulchor einmal wieder in der Stadtkirche St. Maximi zum Gottesdienst zu singen. Selbstverständlich durften nur die Schüler mitsingen, die zum Chor gehörten. Der Primaner Hoffmann gehörte nicht zum Chor. Er kam trotzdem. Kantor Mylius wies ihn hinaus. Der Primaner blieb. Der Kantor begann, ihn im Gottesdienst zu züchtigen. Der Primaner schlug zurück. Es gab eine herrliche Keilerei zwischen Lehrer und Schüler in der Kirche. Der Chor hat selten so gegrinst. Das war ein Vorfall, der vor dem Konsistorium verhandelt werden musste. Als erstes wurde der Kantor verurteilt zu zwei Tagen „Kreuzgang“. Der Kantor bettelte in tiefster Demut um Begnadigung. Es war ja nicht nur die Schande, dort sozusagen zwei Tage lang am Pranger zu stehen. Im Kreuzgang befand sich damals die „sanitäre Anlage“ der Schule mit Donnerbalken von der Marke „Plumps“. Der Finanzplan der Schule sah vor, dass die Grube dieser Anlage für 300 Schüler und etwa 10 Lehrkräfte alle vier Jahre geräumt wurde. Bei Geldmangel musste sie etwas länger warten. Um dem Wohlgeruch unterhalb der Grenze des Betäubungsmittelgesetzes zu halten, kam jedes Jahr eine Portion Kalk in die Grube. Doch der Kalk soll nicht sehr wirksam gewesen sein.

Und nicht weit davon war jene beliebte Arrestzelle. So waren zwei Tage „Kreuzgang“ für den Kantor eine ausgesucht schwere Strafe. Angesichts seiner tiefen Reue hatte das hohe Konsistorium ein Einsehen und milderte die Strafe ab: Dreißig Gulden Bußgeld oder ersatzweise einen Tag „Kreuzgang“. Anschließend wurde dem Primaner das Urteil gesprochen: Er musste dem Kantor Abbitte leisten und außerdem vier Tage im Karzer brummen, davon zwei bei Wasser und Brot.

Nicht jeder Schüler war für solch eine wohltätige Bestrafung seinen Wohltätern dankbar. Da ist doch im Oktober 1732 der Schüler Müller nach einer öffentlichen Züchtigung boshafter Weise entflohen. Im Jahr zuvor hatte ein Schüler nur deshalb das Weite gesucht, weil ihm eine Bestrafung angedroht worden war. Der Rektor schrieb hinter seinen Namen in die Schulakte: „excessit, evadit, erupit“, auf deutsch: „er ging weg, er entkam, er ist ausgebrochen“.

Darüber sind sich Lehrer und Schüler aller Zeiten einig, manchmal auch die gestressten Eltern: Das Schönste an der Schule sind die Ferien, vorausgesetzt, sie dauern nicht zu lange. Die Ferien unter Herzog Christian dauerten nie zu lange. Sommerferien gab es ganze vier Tage, während der sogenannten „Hundstage“. Die längsten Ferien gab es zu Weihnachten. Die Weihnachtsferien konnten ganze zwei Wochen dauern. Und dann gab es noch ein paar Tage als „Jahrmarktsferien“. Die übrige Zeit war - meistens Schule. Es gab auch noch Tage, die ganz regulär frei waren, das waren so die kleineren kirchlichen Feste, die damals noch selbstverständlich mit einem Gottesdienst begangen wurden. Und dann gab es auch schulfrei aus besonderem Anlass. Wurde jemand auf dem Scheiterhaufen verbrannt oder auf andere Art in in besonders verschärfter Form hingerichtet, dann gab es für dieses Schauspiel einen ganzen Tag schulfrei, damit auch die Schüler mit den Schaulustigen zum Richtplatz gehen konnten. Wurde der arme Sünder nur einen Kopf kürzer gemacht, dann gab es lediglich eine Stunde frei. Das genügte zum Zuschauen. Wurde einer aber nur einfach so am Galgen aufgeknüpft, dann gab es dafür kein schulfrei, denn man konnte schließlich nicht ständig den Schulunterricht ausfallen lassen.

Im Jahre 1702 gründete August Hermann Francke in Halle das „Paedagogium“, das das Schulwesen in ganz Deutschland beeinflusste: Es fügte dem bisherigen Unterrichtsstoff viel Neues hinzu und veränderte die Methodik des Unterrichts. Es ist kaum anzunehmen, dass Merseburg von dieser Neuerung unberührt blieb.

Sicher haben die Herzöge in den siebzig Jahren ihrer Regentschaft in „ihrer“ Schule nicht alles erreicht, was sie erreichen wollten, aber sie haben viel zum Besseren verändert.

11. Teil

Schule ohne Dienstaufsicht

Kursächsische Zeit

Mit dem Tod von Herzog Heinrich am 28. Juli 1738 erlosch das Herzogtum Sachsen-Merseburg und wurde in der Folgezeit bis 1815 von Kursachsen aus regiert. Für Kursachsen war das Gymnasium am Dom zu Merseburg nicht mehr „die“ Schule des Fürstentums, sondern eine höhere Schule unter anderen Schulen gleichen Ranges. Damit war ein gewisser Niedergang eingeplant. Es gab kaum noch eine funktionierende Dienstaufsicht. Jeder Lehrer machte mit seiner Klasse, was er selbst für richtig hielt. Erst 1748 wurden Lehrerkonferenzen eingerichtet, um mit der Zeit aus den Lehrern so etwas wie ein Kollegium zu machen. Selbst der Rektor war skeptisch, ob diese Neuerung etwas bringen würde. Er sollte Recht behalten: Die Sitzungen wurden immer seltener. Es kamen immer weniger Lehrer. Und 1755 schiefen sie ganz ein.

1731 war der um seines Glaubens willen aus seiner schlesischen Heimat vertriebene Magister Balthasar Hoffmann im Alter von 33 Jahren als Konrektor nach Merseburg gekommen. Er heiratete die Tochter des Rektors und wurde dann 1742 selbst Rektor. Er führte die Schule durch die schweren Zeiten der Schlesischen Kriege.

Diese Kriege Friedrichs II. von Preußen zogen auch das Merseburger Gymnasium in Mitleidenschaft. Da wurde nach dem Ende des II. Krieges in Merseburg am 9. Januar 1746 ein großes Friedensfest gefeiert. Am Gymnasium gab es zwei gute Freunde: Johann Martin Caspar Crusius, wohl ein Sohn des Superintendenten, und Johann Theodor Seyffarth, Lehrerssohn aus Thüringen. Sie wollten auch an den Böllerschüssen teilnehmen. Dazu lud Seyffarth eine Büchse mit sehr reichlich Pulver und zerkautem Papier. Aber die Büchse wollte nicht losgehen. Schließlich ging sie doch noch los und traf Seyffarth zwischen die Rippen. Zwei Knochensplitter führten schließlich am neunten Tage zum Tod des Schülers. Doch zuvor konnte Seyffarth noch bezeugen, dass seinen Freund Crusius keine Schuld traf.

In diesen Zeiten hatte so mancher Bürger vorsichtshalber eine Flinte irgendwo geladen in Bereitschaft stehen. Zwei Schüler des Gymnasiums, ein Sohn des Hofkapellmeisters Römheld und ein Sohn des Hofrates Ringleben, kehrten ein beim Winzer Damhan in der Altenburger Klause. Sie bestellten sich eine Milch. Der Winzer ging hinaus, sie zu holen. Die beiden Jungen schauten sich im Raum um. Hinter dem Ofen sahen sie Damhans Flinte stehen. Sie nahmen sie, um damit zu exerzieren. Sie dachten nicht daran, dass sie geladen sein könnte. So erschoss Ringleben seinen Freund Römheld. Die Gerichte werteten es als einen bedauerlichen Unfall.

Im Siebenjährigen Krieg standen sich 1757 im Stadtgebiet von Merseburg Preußen und Franzosen gegenüber. Zwei Wochen konnte in der Schule nicht unterrichtet werden. Damals war der Rektor 59 Jahre alt. Magister Hoffmann war ein gelehrter und fleißiger Mann mit wirklich sehr vielen Verdiensten. Doch mit zunehmendem Alter wurde er immer vergesslicher, er wurde regelrecht geistesschwach, und schließlich stimmten auch die Kassen nicht mehr. Dann endlich hat man 1783 den inzwischen 86jährigen Mann in den Ruhestand versetzt.

Mit Rücksicht auf seine Verdienste sah man darüber hinweg, dass das Gymnasium kaum noch etwas leistete. Aber das war allen klar: Seine immer wieder vorgetragene Ausrede, das läge alles nur an den zwei Wochen Unterrichtsausfall während des Siebenjährigen Krieges, zog 26 Jahre später wirklich nicht mehr. Es lag am Rektor und an der fehlenden Dienstaufsicht von Seiten des Kurfürstentums. Dass man jetzt den schwachsinnigen Greis nicht mehr zur Verantwortung zog, war ohne Zweifel richtig. Aber die in der Kasse fehlenden 100 Taler musste er noch ersetzen. Beim Gelde hörte nun einmal die Freundschaft auf. Rektor Hoffmann starb 1789 im 92. Lebensjahr.

Dass ein Rektor über zwanzig Jahre länger im Amt blieb, als es seine Arbeitsfähigkeit zugelassen hätte, dass dadurch dem Domgymnasium und seinen Schülern unermesslicher Schaden zugefügt wurde, lag an der damaligen Anstellungsordnung. Die Lehrergehälter waren an die gestiegenen Lebenshaltungskosten nicht immer angeglichen worden. Wer nicht mehr voll arbeitsfähig war, konnte sich einen Substituten erbitten, der für ihn die Arbeit tat. Doch für diesen Substituten war kein eigenes Lehrergehalt vorgesehen, sondern der alte Herr musste sein Gehalt brüderlich mit dem jungen Kollegen teilen. Und davon konnte keiner von beiden so richtig leben. Darum musste Rektor Hoffmann in seinem Amt bleiben, als er schon lange nichts mehr leisten konnte.

Zur Zeit des Rektors Hoffmann hatte am Domgymnasium auch der Domkantor Graun zu unterrichten. Der Name Graun hat in der Musikgeschichte einen guten Klang. Johann Gottlieb Graun war zuerst Konzertmeister in Merseburg, danach Konzertmeister Friedrichs des Großen in Berlin. Sein Bruder Karl Heinrich Graun war Kapellmeister desselben Königs in Berlin. Der dritte Bruder war August Friedrich Graun. Es war wohl der gute Ruf seiner beiden Brüder, der

ihm die Stelle als Domkantor in Merseburg eingebracht hatte. Er hatte auch als Lehrer einige günstige Zeugnisse vorzuweisen. Von ihm als Musiker ist nur eine einzige und nicht sehr umfangreiche Komposition erhalten geblieben. Als Lehrer am Domgymnasium war er ganz einfach ein Versager, besonders, nachdem er dreimal bei einer Beförderung übergangen worden war. Jetzt tat er seinen Dienst nur noch unregelmäßig. In den Klassen hielt er keine Disziplin. Es ging so weit, dass die Schüler im Klassenzimmer Feuer legten und den Schrank anbrannten. Aber gelernt wurde nichts mehr. Einmal ließ er den Schülern alles durchgehen. Ein anderes Mal reagierte er mit unbeherrschten Schlägen ohne jedes vernünftige Maß. Die Eltern beschwerten sich mit Recht über diesen Lehrer. Kantor Graun wurde ermahnt. Er reagiert grob. Er wurde vorgeladen. Er erschien nicht. Man verhängte gegen ihn einen unbezahlten, vierwöchigen Strafurlaub. Er beschwerte sich darüber durch alle Instanzen bis zum König. Ihm konnte schließlich niemand und nichts mehr helfen. Er stand vor dem Zwangsruhestand. Da bettelte er in kriecherischer und frömmelnder Weise um Gnade. Und jetzt mussten die beiden Schulinspektoren über ihn das Urteil sprechen. Und sie sprachen es mit der ihnen eigenen höheren Weisheit: „Da der Mann völlig unverbesserlich ist, wird man ihn eben ertragen müssen.“

So gnädig waren die Herren Schulinspektoren nicht immer. Sie haben so einige Lehrer wegen mangelnder Leistungen oder auch wegen zu großer Liebe zum Alkohol in den vorzeitigen Ruhestand geschickt, mit einer mehr als mäßigen Pension.

12. Teil

Das Philanthropinum und der Mann nach der Uhr

Magister Karl Traugott Thieme, der neue Rektor, war das ganze Gegenteil von Rektor Hoffmann. Er hatte schwere Zeiten hinter sich. Er berichtete, er habe in seinem Leben noch nicht einen einzigen Tag ohne Sorgen um seine Nahrung gehabt. Er habe sich noch nie satt essen können. Eines, was er bei seiner Amtsübernahme versprochen hatte, hat er treulich gehalten: Er erfülle stets ganz pünktlich seine Pflichten, damit ihn niemand erinnern müsste. Er sei bis zum Eigensinn genau. Rektor Thieme machte sich für ein jedes Jahr im voraus einen Plan, auf die Viertelstunde genau, was er wann zu tun hatte. Dann lief er mit der Uhr in der Hand herum, um ja nicht von seinem Plan abzuweichen.

Rektor Thieme entwarf auch sofort einen Plan, wie das Gymnasium in Merseburg zu reformieren sei. Thieme wollte aus dem Merseburger Gymnasium ein „Philanthropinum“ machen, eine „Schule im Geiste der Menschenliebe“. Vorbilder waren für ihn die Schule von Johann Bernhard Basedow in Dessau und die Schule von Christian Gotthilf Salzmann in Schnepfenthal. Deren Gedanken wollte Thieme in Merseburg erst richtig in die Tat umsetzen. Er begann damit, dass er erst alles Auswendiglernen abschaffte, dann alle Hausarbeiten. Da gingen Eltern und Schüler noch mit. Auch dagegen, dass er Stock und Rute abschaffte, hatten die Schüler nichts einzuwenden. Er wollte es umgekehrt machen. Die guten Schüler sollten angemessen belohnt werden. Er verlangte, dass ein größerer Fonds eingerichtet wurde, aus dem er die „Prämien der Sittsamkeit“ auszahlen konnte. Wer da wieviel Geld erhielt, sollten die Schüler selbst durch Abstimmung entscheiden. Hier runzelten die Kollegen die Stirn. Und die vorge setzte Schulbehörde war sehr entschieden der Meinung, dass ein ordentlicher Rohrstock für jeden Lehrer viel billiger sei als ein großer Prämienfonds für die Schüler. Und beim Geld hört, wie wir wissen, sehr schnell die Freundschaft auf.

Doch schon hatte Rektor Thieme seinen nächsten Schritt geplant. Wozu sollte man eigentlich die armen Schüler mit den klassischen Sprachen Latein und Griechisch plagen? Sie sind tot und haben kaum noch eine Bedeutung. Mit dieser Erkenntnis sah sich Thieme schon als den großen Wohltäter aller Schüler, ja vielleicht der Menschheit: Wenn die Schüler nur noch ganz wenig lernen müssen, dann können sie ja alle zum Gymnasium gehen und anschließend studieren. Also wollte er auf Latein und Griechisch verzichten - und machte genau damit das Maß voll bei Behörden und Kollegen. Man sagte ihm unmissverständlich, er solle sich eine andere Wirkungsstätte suchen. In Merseburg war für den Mann nach der Uhr die Uhr abgelaufen. So ging er 1790 nach Löbau. In Merseburg schaffte man alle seine Übertreibungen ganz schnell wieder ab. Andere Anregungen, die er gegeben hatte, blieben auch in der Folgezeit wirksam.

13. Teil

Kompetenzgerangel unter Schulinspektoren

Er war ein Mann der leisen Töne. Das lag an seiner Lunge. Deshalb war der Theologe auch nicht zum Predigen geeignet. Er studierte also noch einmal, Philologie und Geschichte. Man machte ihn zum Schulrektor einer heruntergekommenen Schule in einem kleinen Ort, und er schaffte dieser Schule neues Ansehen und gleichzeitig sich selbst einen guten Ruf. Deshalb sagte man in Merseburg: Magister Henicke ist genau der richtige Mann, um aus unserem Domgymnasium wieder eine wirklich gute Schule zu machen.

Man hatte sich in dem Mann nicht getäuscht. Rektor Henicke war ein Mann der Mitte, nicht der Extreme und nicht der Experimente. Er wollte die guten alten Traditionen bewahren, aber gleichzeitig das Neue einführen, was ihm wirklich gut schien. In seinem Unterricht war er ein sehr gewissenhafter Pädagoge. Außerdem war er ein von Grund auf freundlicher Mensch und brachte allen seinen Kollegen und seinen Schülern viel Liebe entgegen. Kurz gesagt: Er setzte genau das in die Tat um, was man in Merseburg von ihm erwartete. Jetzt konnte für das Domgymnasium eine glückliche Zeit ohne Ärger und ohne Sorgen beginnen.

So hätte es sein können, wenn es nicht dieses ärgerliche Kompetenzgerangel zwischen den beiden Schulinspektoren gegeben hätte. Anlass eines Streites war das unmögliche Auftreten des Rektors gewesen. Selbstverständlich war der Rektor auch regelmäßig zu den Werktagsgottesdiensten in den Dom gegangen, wie man das von ihm erwartete. Aber da hatte er sich doch erdreistet, in seinem hellen Anzug in die Kirche zu gehen, statt den feierlichen schwarzen zu benutzen. Aber das Schlimmste daran war, dass er zuvor den Scholasticus des Domkapitels um Erlaubnis gefragt hatte. Und der Scholasticus und Schulinspektor des Domstiftes hatte dem Rektor das Tragen eines farbigen Anzugs im Dom erlaubt. Der unverzeihliche Fehler des Rektors war es, dass er nicht zuerst den Stiftssuperintendenten als den Schulinspektor des Konsistoriums gefragt hatte. Darum verbot der Stiftssuperintendent dem Rektor das Tragen der hellen Kleidung, sprach gleichzeitig einen Verweis aus und verlangte, dass der Rektor sich bei ihm entschuldigte.

Der Rektor berief sich darauf, dass es ja der Scholasticus, der seine Berufungsurkunde unterzeichnet hatte, erlaubt habe. Deshalb habe er jetzt nicht um Verzeihung zu bitten. Stiftssuperintendent Crusius verlangte jetzt vom Scholasticus, dieser habe ganz energisch dem Rektor im Sinne des Stiftssuperintendenten Weisung zu erteilen. Herr von Holleuffer, Scholasticus, Schulinspektor und Domherr, antwortete sehr höflich, aber bestimmt, der Rektor habe eine so geringe Besoldung, dass man ihm diese geringe Bequemlichkeit unbedingt gönnen müsse. Das war dem Herrn Stiftssuperintendenten zu viel. Jetzt richtete er eine dicke Dienstaufsichtsbe-

schwerde an den Präsidenten des Konsistoriums, dieser musste jetzt die wichtigste aller Merseburger Schulfragen endgültig entscheiden. Noch heute möchte jeder gern wissen, wie nun der hohe Herr entschieden hat. Aber leider ist dieses wichtige amtliche Schreiben verloren gegangen...

Rektor Hennicke musste mit 71 Jahren in den Ruhestand gehen, weil er völlig erblindet war. Er starb im November 1828 im Alter von 77 Jahren.

Stiftssuperintendent Crusius hatte schon mit dem vorherigen Scholasticus, einem Herrn von Bose, in heftigem Streit gelegen. Damals war der Konrektor des Domgymnasiums der Bösewicht gewesen. Da hatte sich doch dieser unwissende Mensch erlaubt, beide Schulinspektoren gemeinsam mit „Viri summe et plurimum reverendi“ anzureden, also als die höchst und meist ehrwürdigen Männer. Dem Stiftssuperintendenten schwoll der Kopf und platzte der Kragen: Mit dieser läppischen Titulierung kann man einen Scholasticus oder einen anderen Domherrn anreden. Für den Stiftssuperintendenten aber war das eine Erniedrigung, die er sich nicht bieten lasse. Ihm allein gebühre die Anrede „Maxime reverendus“, also „Größtehrwürdiger“. Aber Herr von Bose wusste, wie man mit solch einem streitsüchtigen Stiftssuperintendenten umgeht. Er hatte seine Spezialmethode schon mehrfach erfolgreich angewandt: Er lud den Stiftssuperintendenten zu einem guten Mittagessen ein. Und wenn man die Dinge dabei in aller Gemütlichkeit beredete, war dem schweren Problem alle Schärfe genommen.

Die schwersten disziplinarischen Maßnahmen galten noch immer der Aufsässigkeit der Schüler. An der Merseburger Schule war es eine ganze Zeit lang vorgeschrieben, dass die Schüler auf der Straße und vor allem auf dem Weg zur Kirche oder zur Schule einen bestimmten Mantel trugen. Der Mantel machte sie als Schüler des Domgymnasiums kenntlich und sollte sie vor den Werbemännern schützen, die sie zur Armee pressen wollten. Die Schüler aber gingen lieber ohne diesen Mantel, dafür mit einem Spazierstock an Stelle des früher beliebten Degens. Sie fühlten sich dann schon beinahe wie Studenten. Das Schlimme war, dass Rektor und Lehrer das Verhalten der Schüler gar nicht so schlimm fanden. Es war für Superintendent und Konsistorium unbegreiflich, dass es den Lehrern wichtiger war, ob ein Schüler fleißig oder faul ist, statt darauf zu achten, ob der Schüler mit oder ohne Spazierstock durch die Straßen geht. Das Konsistorium entschied: Wer ohne Schulmantel oder gar mit einem Spazierstock angetroffen wird, der wandert stracks in den Karzer!

Mit der Aufsässigkeit der Schule sollte es noch viel schlimmer kommen. Die Merseburger Herzöge hatten es erlaubt und sogar recht gern gesehen, dass die Schüler ihrem Rektor und anderen verehrten Persönlichkeiten zum Geburtstag einen Fackelzug, verbunden mit einer Abendmusik, darbrachten. Dabei war nie etwas passiert. Man ging nicht durch enge Gassen, nur durch breite Straßen. Die Bürgerwehr war immer dabei, Wasser zum Löschen auch. Der Wind wurde auch beachtet. Für Sicherheit war nach Kräften gesorgt. Doch jetzt herrschte Kursachsen. Da wurde der Fackelzug zum Geburtstag des Rektors verboten. Nach vielem hin und her kam von Kursachsen ein Zugeständnis: Sie durften das Ständchen darbringen und zur Beleuchtung die Laternen mitführen, die sonst für nächtliche Leichenzüge benutzt werden. Der Rektor war außer sich, dass seine Schüler ihm zum Geburtstag jetzt einen Trauerzug darbringen sollten. Doch dann wurde aus der Geschichte auch noch eine hochpolitische Angelegenheit. Es war Krieg. Merseburg wurde von den preußischen Feinden besetzt. Ausgerechnet jetzt hatte der Rektor Geburtstag. Da brachten es doch die Schüler fertig, zum feindlichen Stadtkommandanten zu gehen und ihn um Erlaubnis zu bitten, ihm und ihrem Rektor einen Fackelzug darbringen zu dürfen. Dieser Stadtkommandant gab den Schülern die Erlaubnis. Der Rektor freute sich, dass er endlich einmal wieder mit einem Fackelzug geehrt wurde. Aber in Dresden war man wütend,

denn jetzt kam zum Ungehorsam auch noch das Fraternisieren mit dem verhassten Feind. Die Untersuchung des Vorfalls dauerte drei Jahre und endete mit einer freundlichen Vermahnung. So vieler Freundlichkeit konnten Lehrer und Schüler nicht widerstehen. Sie fügten sich dem Fackelverbot. Der Merseburger Fackelstreit hatte fünfzehn Jahre gedauert.

Neben diesen großen Streitigkeiten, die an einen Schulaufstand grenzten, gab es immer wieder die kleinen Unzuträglichkeiten, die mit Mauschelle, Rute oder Bakel beigelegt wurden. Für manche Lehrer war der Einsatz dieser pädagogischen Spezialwerkzeuge das Hauptvergnügen ihres kargen Lehrerlebens. Zu dieser Zeit gehörte das Prügeln zu den pädagogischen Grundrechten. Die Lehrer wurden angehalten, das rechte Mittelmaß zu finden und einzuhalten. Die Schüler wurden ermahnt, solche Züchtigungen mit Gleichmut still hinzunehmen. Der Schüler Hasse ging in die Quinta. In Quinta war die Hand gerade noch und die Rute schon erlaubt. Aber der Herr Lehrer Kunath besaß einen schönen, zwei Finger dicken Bakel. Mit dem schlug er los, wohin es eben traf, auf den Kopf, ins Gesicht, auf Hände und Arme, zwischen die Rippen usw. Die Schüler schauten anschließend hübsch blau, grün und braun aus, so auch der Schüler Hasse. Dagegen sagte Vater Hasse daheim nichts, denn so etwas gehörte zum Schüleralltag. Als der Sohn aber auch noch blutverschmiert daheim ankam, platzte Vater Hasse die Hutschnur, er lief in die Schule, er ging zum Rektor, er ließ eine dicke Beschwerde los: Einen Schüler zu züchtigen war ja in Ordnung. Aber es durfte doch kein Schaden an seiner Gesundheit geschehen. Der Rektor hörte sich das an. Herr Hasse ging. Der Rektor ließ den Lehrer Kunath kommen. Er ermahnte ihn, beim nächsten Male ein wenig vorsichtiger zu schlagen. Das war's!

Der Schüler Happe war der beste Schüler, der Primus in der Prima. Er ging nicht erst seit heute und gestern in diese Klasse, sondern seit 8 ½ Jahren. Er war auch Präfekt des Chores und als solcher Vertreter des Kantors. Dafür bekam er sein bescheidenes Geld. Davon lebte er. Ansonsten war er in der ganzen Stadt als Rüpel bekannt. Eines Tages war er dem Lehrer Berth gegenüber unhöflich und fing sich dafür ein paar Ohrfeigen ein. Das ging Happe gegen alle Ehre. Die Backpfeife gebührte dem Sextaner. Als altgedienter Primaner hatte Happe einen wohlbegründeten, ja verbrieften Rechtsanspruch auf den Bakel. Diesem hätte er zwar nicht gerade gern, aber doch, wie es die Schulordnung vorschrieb, bereitwillig in aller Demut, still und ohne ein Wort sein Sitzfleisch dargeboten. Er hätte sich danach die eindruckliche Ermahnung gut gemerkt und wäre seinem Lehrer für solche pädagogische Wohltat sehr dankbar gewesen. Aber Backpfeifen und Ohrfeigen gebührten einem Sextaner, nicht einem Primaner. Da musste ein Irrtum vorliegen. Darum hielt er es für recht und billig, dem Lehrer die Backpfeifen zurückzuerstatten. Wenn er sie in Form von Mauschellen zurückgab, zeigte er doch nur, dass er auch seine Prozent- und Zinsrechnung ordentlich gelernt und verstanden hatte, sie auch praktisch anzuwenden wusste. Leider war der Konrektor nicht so einsichtig. Er entschied auf Abbitte bei Berth und zwei Tage Karzer. Happe war damit nicht einverstanden. So kam es zur größeren Verhandlung mit dem Urteil: Öffentliche Abbitte beim Konrektor und bei Lehrer Berth, 3 Tage Karzer und Verlust seiner Einnahmen als Praefekt und sonstiger Benefizien. Kurz darauf schickte Happe einen Bettelbrief, er könne bei diesem strengen Winter ohne Geld nicht überleben. Seine ihm zustehenden Einnahmen wurden ihm ausgezahlt. Er blieb auch weiterhin Praefekt. Aber es wurden ihm die Paragraphen der Schulordnung noch einmal liebevoll erklärt.

Diebstahl ist schlimm. Da hatte doch der Sekundaner Wiedemeyer einem Bauern in Meuschau „etliche Kraut Häupter gemauset“. Vermutlich hatte der arme Kerl schlicht und einfach Hunger gehabt und deshalb die Kohlköpfe geklaut. Der Bauer ließ ihn pfänden und erstattete Strafanzeige. Der Stiftssuperintendent als Vorsitzender des Konsistoriums und der Scholasticus als Vertreter des Domkapitels kamen in die Schule. Prima und Secunda hatten gerade gemeinsam Unterricht. Das traf sich gut. Da konnte die Verhandlung gleich vor einer größeren

Öffentlichkeit stattfinden. Die Verhandlung endete für den sündigen Schüler mit dem „Consilium abeundi“, dem Rat abzugehen. Den Namen des so in den Schulbann getanen Schülers schrieb man mit großen Buchstaben auf die dafür vorgesehene schwarze Tafel, die Tafel der in Ungnade gefallenen Schüler, auf der schon andere Namen mit gleichen Urteil standen. Ob aber der Schüler diesem Rat folgte und sich künftig die Schule nur noch von außen ansah, war ganz allein seine Entscheidung. Der Schüler Penzke erschien auf der besagten Tafel schon zum zweiten Male „wegen seines Unfleißes als ein nichtswürdiger Mensch“. Beim ersten Male hatte er um Begnadigung gebettelt und war auch in Gnaden wieder angenommen worden. Aber gebessert hat er sich nicht, eher im Gegenteil. Darum stand sein Name erneut auf der schwarzen Tafel. Diesmal ging Penzke wirklich. Er wanderte nach Wittenberg und studierte an der dortigen Universität Theologie.

Manche Schüler sahen nur einen Ausweg, sich der Schulzucht zu entziehen: Sie ließen sich als Soldaten anwerben. Die Schule versuchte alles, die Anwerbung rückgängig zu machen. Aber die Offiziere wiesen nach, der Mann sei völlig freiwillig Soldat geworden. Solche Vorfälle ermutigten die Werber, Schülern gegenüber mit dem Branntwein wieder spendabler umzugehen. Hatte der Branntwein seine Überzeugungsarbeit geleistet, ging die Schule den Weg durch alle Instanzen, um den Schüler zurückzuerhalten. Aber die erste Antwort des Militärs war es stets, den neuen Soldaten abzutransportieren und am anderen Ort so lange einzusperren, bis er unterschrieb, ganz freiwillig Soldat geworden zu sein. Selbst bei dem Schüler Heinrich, der noch keine 16 Jahre alt war, hatte die Schulbehörde keinen Erfolg, denn Heinrich war „von guten Wachstum“.

Nur in einem einzigen Fall siegte die Schule. Es ging um den Sekundaner Sachse. Dieser Schüler war 21 Jahre alt. Er hatte vom Superintendenten den Auftrag erhalten, den erkrankten und bald danach verstorbenen Schulmeister von Meuschau in Schule und Kirche zu vertreten. Sachse spielte also acht Wochen lang den Schulmeister und erhielt für diese Tätigkeit ein glänzendes Zeugnis. Danach wollte er wieder in seine alte Schulklasse gehen, fand sich aber plötzlich unter den Soldaten wieder. Es lag ein eklatantes Beispiel „gewaltsamer Werbung“ vor. Zähneknirschend mussten Hauptmann Gutkaes und Oberst von Boblick auf allerhöchsten Befehl den Sekundaner Sachse wieder laufen lassen. Die Offiziere wurden noch nicht einmal vermahnt. Aber der Schule wurde vorgehalten, sie wolle sie „blos um solche von KriegsDiensten zu befreien, auf der Schule beybehalten...“ Und Sachse saß wieder in seiner Sekunda auf der Schulbank.

Ostern 1796 ging der Primaner Knoth, der Sohn des Fronvogts, von der Schule ab zum Universitätsstudium. Doch nachträglich beschäftigte sich die Schule noch einmal mit ihm und erkannte ihm die Universitätsreife wieder ab. Der fast schon Student Knoth war darüber nicht gerade erbaut. Er wurde dem Superintendenten gegenüber ausfallend und sprach auch grobe Beleidigungen gegen Rektor und Scholasticus aus. Er sollte sich deshalb in der Schule verantworten. Knoth lief weg. Der „Calefactor“ sollte ihn „vorfordern“, damit er eine dreitägige Karzerstrafe antrete. Knoth kam nicht. An seiner Stelle erschien der Vater bei den Inspektoren und setzte ihnen so zu, dass diese eilig die Flucht ergriffen, „um nicht zu weitem Unanständigkeiten Gelegenheit übrig zu lassen“. Und sein Sohn ritt durch Merseburg, er ritt und ritt. Jedes Mal, wenn er bei den Inspektoren vorbei kam, stimmte er ein höhnisches Gelächter an. Jetzt wurde der Vater „wegen ungebührlichen Verhaltens“ mit drei Tagen Gefängnis bestraft. Fast 1 ½ Jahre nach seinem Abgang von der Schule, am 5. Juli 1797, trat der ehemalige Primaner Knoth endlich seine Karzerstrafe an.

14. Teil

Die Entwicklung der Schule unter Kursachsen

Rektor Thieme hatte sich alle Mühe gegeben, die körperlichen Strafen so weit wie nur möglich abzuschaffen, weil man eine rechte Gesinnung doch in keinen Menschen hineinprügeln könne. Er versuchte die Schüler davon zu überzeugen, dass gute und fleißige Menschen viel glücklicher lebten als böse und faule. Bei seinem Abgang atmete die Schule auf: Endlich war die Zeit schlimmer Disziplinlosigkeit zu Ende! 1811 ließ man sich etwas Neues einfallen. In jeder Klasse wurde ein „Klasseninspektor“ bestellt. Das war ein Schüler, der jedes Versäumnis oder Vergehen eines Schülers schriftlich der Lehrerkonferenz zu melden hatte. Der angezeigte Schüler musste dann vor die Lehrerkonferenz, wo er tüchtig abgekanzelt wurde. In besonderen Fällen bewies die Konferenz an ihm auch ihre nach wie vor vorhandene Schlagfertigkeit. Solch ein Heranziehen von Schülerspitzeln war zweifellos moralisch zu verwerfen, aber die Disziplin besserte sich. In der Unterstufe wurde nur noch wenig geschlagen, in der Oberstufe überhaupt nicht mehr. Jetzt schickten viele Eltern leichteren Herzens ihre Kinder ins Domgymnasium. Die Schülerzahl wuchs.

Das war sehr nötig, denn die Schülerzahl war schon unter Rektor Hoffmann sehr zurückgegangen. Hatte er 1741 noch 33 Schüler in seiner Prima, so waren es 1773, 1774, 1781 und 1782 nur noch 9, im Jahre 1779 nur 8 Primaner. 1798 besuchten insgesamt nur noch ganze 87 Schüler das Domgymnasium. Das waren pro Klasse weniger als 15 Schüler. 1761 waren über 60 % der Schüler von auswärts, seit 1765 waren es für lange Zeit gerade noch etwa 10 %. Das bedeutete: Die Schule hatte nicht mehr einen so guten Ruf, dass es sich lohnte, die Kinder nach Merseburg zu geben und dort in die Schule zu schicken. Das änderte sich auch nicht, als von 1808 bis 1813 die Schülerzahlen wieder von 103 auf 168 anstiegen. Die Lehrer waren nicht glücklich über die steigende Anzahl der Schüler. Sie meinten, es kämen jetzt zu viele Schüler, die für ein Studium gar nicht geeignet seien.

Die wieder steigenden Schülerzahlen hatten auf jeden Fall eine Folge: Die Lehrer hatten kaum noch Interesse daran, jeden Schüler möglichst lange in der gleichen Klasse festzuhalten. So waren die seligen Zeiten für immer vorbei, in denen sich manche Schüler fünf bis acht Jahre in der gleichen Klassenstufe ausruhen konnten. Jetzt wurde die Schulzeit kürzer! Und die Primaner waren plötzlich jünger geworden, nicht mehr 26 Jahre alt.

Und noch etwas musste sich ändern, trotz der Empörung eines hohen Konsistoriums: die Ferienordnung. Aus den vier „Hundstagen“ im August wurden plötzlich vier „Hundswochen“. Und das hatte zwei gute Gründe: Die Lehrer hatten keine Zeit für die Schule, sie mussten in ihrem Kleingarten das Gemüse ernten. Und die Schüler hatten für die Schule keine Zeit, sie mussten mit ihren Eltern in die Sommerfrische fahren. Neu eingeführt wurden jetzt auch die Winterferien. Sie begannen immer an dem Tag, an dem das gehackte Feuerholz alle war und neues nicht so schnell herangeschafft und gehackt werden konnte. So konnte sich jeder ausrechnen, wie lange diese Ferien dauern mussten. Zu den beiden Jahrmarktferien kamen noch die Messeferien, denn auch die Lehrer wollten nach Leipzig auf die Messe fahren. Am 4. Februar 1762 gab es dazu noch einmal kurze Sonderferien - und das ganz plötzlich und unerwartet: Der Hausmeister hatte die Schultür nicht aufmachen können. Sie war so verquollen und zugefroren, dass man auf Tauwetter warten musste. Darum konnten kein Lehrer und kein Schüler in die Schule kommen.

Chor und Kurrende der Schule waren fast noch mehr gestresst als im Mittelalter. Sie mussten an allen Sonn- und Feiertagen zu den Gottesdiensten in Dom und Stadtkirche singen, im Dom auch zum Freitagsgottesdienst und die Kurrende zu den Betstunden im Dom. Das war der Chor eigentlich seit Jahrhunderten gewöhnt, denn das war eigentlich das alte Chorgebet des Domstifts. Jetzt sahen allerdings viele Schüler nicht mehr ein, dass sie ständig im Dom vor leeren Bänken singen sollten. Sie hielten nichts davon, nur zur Ehre Gottes zu singen. Ihr häufiger Einsatz bei Kirchenmusiken und bei Konzerten gefiel den Schülern besser. Mehrfach in der Woche mussten sie auch durch die Gassen der Stadt laufen, um vor den Häusern der Wohltäter der Schule zu singen. Zweimal im Jahr ging es dabei durch die ganze Stadt, beim „Gregoriusumgang“ und beim „Neujahrssingen“. Oft war ausgerechnet an diesen Tagen das Wetter miserabel. So machten sich die Schüler die Stimmen kaputt. Aber die Spenden beim Gregoriusumgang bildeten einen wesentlichen Teil des Kantorengeltes. Und die Spenden vom Neujahrssingen bildeten die Haupteinnahme der Chorkasse. Dabei konnten es die Schüler bei diesem Singen auf den Gassen nicht einem jeden recht machen. Die Schüler sangen, was ihren Gönnern gefiel und dem Chor die besten Spenden einbrachte. Doch die hohe Obrigkeit regte sich auf, dass die Domschüler nicht nur erbauliche Lieder zu Gehör brachten.

Erbauliches sang der Chor bei Hochzeiten und Beerdigungen. Je nach dem Stand des Brautpaares oder nach der Größe der Leiche sang der ganze Chor, der halbe Chor, ein Viertel des Chores oder auch nur eine Hand voll Schüler. War solch ein Einsatz während der Schulzeit, dann mussten nicht sämtliche Schüler dem Unterricht fern bleiben. Die Schüler hatten es nicht leicht, der Kantor hatte es nicht leicht und sein Präfekt - ein ältere Schüler, der gegen ein gewisses Entgelt den Kantor bei sehr vielen Proben und Einsätzen vertreten musste - hatte es erst recht nicht leicht. Mancher Präfekt versagte bei den vielen Anforderungen. Einer wurde abgesetzt. Einer wurde davongejagt, und der Präfekt Zangenberg hängte sich 1813 auf.

Der Schulchor hatte selbstverständlich auch zu jeder Hinrichtung zu singen. Das große Vergnügen begann schon, wenn die Zimmerleute und Schmiede das Rad vorbereiteten, denn dazu spielte die Musik! Und die ganze Schule erhielt schulfrei, wenn in Merseburg oder in Lauchstädt ein armer Sünder oder eine arme Sünderin von dem Merseburger Scharfrichter auf dem Rabensteine glücklich geköpft und alsdann auf das Rad geflochten wurde. Und dazu sang der Schulchor.

Im Frühjahr und im Herbst war zwei Tage lang Schulexamen. Am Montag wurden Prima und Secunda geprüft, am Dienstag alle übrigen Klassen. An diesen beiden Tagen wurden auch feierliche Reden gehalten, aber nicht von den Schülern, sondern vom Rektor und von den Schulinspektoren. Diese Prüfungen ersetzten nicht nur alle schriftlichen Leistungskontrollen und Klassenarbeiten, sondern auch die Prüfung der Schulabgänger. Geprüft wurden Theologie, Latein und Hebräisch, selten auch Griechisch, Logik oder Geschichte. Alle anderen Fächer wurden nie geprüft. Aber jeder Schüler musste zwei eigene Arbeiten vorlegen, eine in Versform und eine in Prosa. Diese Arbeiten waren daheim angefertigt worden. Zuweilen kamen Zweifel auf, ob hier nicht jemand nachgeholfen habe. Aber der Antrag, die Prüfungsarbeiten sollten künftig in der Schule unter Aufsicht angefertigt werden, stieß auf ganz entschiedene, ja empörte Ablehnung - der Lehrer. Diese Ablehnung konnten sie 43 Jahre lang durchsetzen, dann erst fügten sie sich dem Willen der Inspektoren. Nach Abschluss der Prüfung hatte dann der Erste von den Primanern eine kurze Rede zu halten. Am Mittwoch war frei. Und am Donnerstag erschienen die Schulinspektoren noch einmal. Der Superintendent hielt eine Rede. Dann wurden die Zensuren verteilt, auch kleine Prämien, meist in Gestalt von Büchern. Schließlich wurden die Versetzungen ausgesprochen. Wer danach von der Schule zur Universität abging, musste unbedingt noch

an der Entlassungsfeier teilnehmen. Schließlich musste er ja der Schule für alle empfangenen Wohltaten den gebührenden Dank sagen.

Weil nun so viele unfähige Schüler, die aber ihre Jahre in der Domschule abgesehen hatten, nach Leipzig zum Universitätsstudium kamen, musste im Jahre 1793 das Abiturientenexamen eingeführt werden. Die Anforderungen waren mäßig. Es war ein kurzer lateinischer Text zu übersetzen, außerdem waren zwei Aufsätze zu schreiben, einer in lateinischer und einer in deutscher Sprache. Die Aufsatzthemen waren nicht besonders schwer. So lautete etwa das Thema für einen deutschen Abituraufsatz: „Die Schildkröte und der Hase“. Das war dann die ganze Abiturprüfung. Es war fast ein Kunststück, diese Prüfung nicht zu bestehen. Aber manche Abiturienten brachten es tatsächlich fertig und fielen durch. Sie nahmen das nicht tragisch: Man wusste doch nicht in jeder Universität, dass es am Domgymnasium in Merseburg jetzt eine Abiturprüfung mit dem entsprechenden Zeugnis gab. Man musste nur etwas unverfroren sein und sich in einer gewissen Entfernung von Merseburg an einer Universität immatrikulieren lassen. Hörte man in Merseburg davon, gab es Ärger. Die Schule erhob Einspruch gegen die Immatrikulation. Aber die Immatrikulation war nun einmal Tatsache. Und Tatsachen wurden auch durch solch einen Einspruch nicht aus der Welt geschafft.

Es ging noch besser. Der Schüler Schilling saß erst seit 18 Monaten in der Prima. Darum war er für das Abitur noch nicht reif und wurde nicht zur Prüfung zugelassen. Doch Freund Schilling marschierte nach Leipzig, stiefelte dort zum Rektor der Universität, Professor Wenk und bat um Immatrikulation. Der Rektor immatrikulierte ihn und fragte erst danach, wo denn das Abiturzeugnis sei. Nun, es war doch zu dumm, dass er es daheim in Merseburg liegen ließ. Er versprach fest, in den nächsten Tagen wiederzukommen und das Zeugnis nachzureichen. Daheim ging er zu seinem Vater und fragte: „Was nun?“ Der Vater wusste Rat. Er wanderte mit seinem Sohn nach Leipzig. Dort ging er mit ihm zum Rektor Fischer von der Thomasschule. Ihm erzählte Vater Schilling, er möchte gern einmal objektiv wissen, ob sein Sohn in der Schule schon ein wenig gelernt habe oder nur faul gewesen sei. Der Herr Rektor möchte doch so freundlich sein, seinen Sohn zu prüfen und ihm darüber ein Zeugnis zu schreiben, gegen gutes Honorar, versteht sich. Rektor Fischer stellte keine weiteren Fragen nach dem Zweck der Prüfung und des Zeugnisses. Warum sollte er den jungen Mann nicht ein wenig prüfen? Warum sollte er dessen Wissen und Können nicht schriftlich attestieren? Das Honorar war doch ein überzeugendes Argument! So griff er nach seinem Xenophon, schlug eine Stelle auf und ließ lesen und aus dem Griechischen übersetzen. Das ging so hin. Nach ein paar Zeilen winkte er ab und griff nach einem Bändchen Cicero und ließ den Jungen aus dem Lateinischen übersetzen. Nun ja, ganz schlecht war auch das nicht. Also setzte sich der Rektor hin und schrieb das erbetene Zeugnis. Schilling junior sagte ergebensten Dank und hatte es sehr eilig. Wenig später stand er bei Rektor Wenk in der Stube und überreichte das versprochene Zeugnis, auch wenn darauf nichts von einem Abitur stand. Rektor Wenk dankte und nahm es zu den Akten. Merseburg und Leipzig lagen auch damals nicht weit voneinander entfernt. Vielleicht hat auch der Schüler und Student Schilling mit seiner Art, sich immatrikulieren zu lassen, vor seinen Freunden ein wenig angegeben. Die Freunde hielten sich den Bauch vor Lachen, aber die Lehrer lachten nicht mit, der Rektor des Domgymnasiums erst recht nicht und die Schulinspektoren schon gar nicht. Die Schulinspektoren ließen eine geharnischte Beschwerde los, aber nicht gegen den Rektor der Thomasschule, sondern gegen den Rektor der Universität, der ohne Abitur nicht hätte immatrikulieren dürfen. Rektor Wenk wies jeden Vorwurf zurück und jede Verantwortung von sich. Er habe ein Zeugnis verlangt, wie es jetzt die Vorschrift sei. Er habe eine Zeugnis erhalten. Er habe darum zu Recht immatrikuliert. Der Immatrikulierte sei und bleibe Student der Universität Leipzig, auch ohne Abitur.

Dem Schulgebäude ging es in dieser Zeit nicht gut. Auch für die nötigsten Reparaturen an Schule und Rektorenwohnung war kein Geld da. Den Abtritt konnte man nur alle 3 - 5 Jahre beräumen lassen. Und als einmal auch dazu das Geld nicht reichte, musste dieses Lokal ein Jahr länger warten. Ob Lehrer und Schüler mit zugebundenen Nasen in die Schule kamen, ist nicht bekannt. Unter solchen Umständen hatte es der Schule gerade noch gefehlt, wenn sie in Kriegszeiten zweckentfremdet wurde. Im Siebenjährigen Krieg nutzten die Preußen das Rektorat als Wachlokal. 1806 nach der Schlacht von Jena und Auerstedt diente die Schule den Franzosen als Massenquartier. Im April/Mai 1813 brachten die Franzosen ihre Verwundeten in der Schule unter. Nach der Völkerschlacht bei Leipzig benutzten die Preußen von Oktober 1813 bis Februar 1814 die Schule als Lazarett für verwundete Russen. Der Rektor mietete in der Breiten Straße vier Stuben. In diesen Räumen wurde der Schulunterricht notdürftig fortgesetzt. Nach Kriegsende war die Schule in einem so jämmerlichen Zustand, dass die Königlich Sächsische Kriegsverwaltungskammer in Dresden eine Entschädigung in Höhe von 103 Reichstalern und 14 Groschen zusicherte. Das Geld kam in Merseburg nie an. Die Schule musste allein für die Reinigung der Lazarett Räume 121 Reichstaler und 15 Groschen bezahlen. Dachdecker und Maurer mussten die allerdringendsten Reparaturen vornehmen. Es kamen noch andere kriegsbedingte Ausgaben hinzu, bis hin zur Miete für die vier Stuben in der Breiten Straße. Wo sollte die Schule nur das viele Geld hernehmen ?

15. Teil

Das Königlich Preußische Domgymnasium im alten Haus

Das Königreich Sachsen hatte es nicht gewagt, in den Freiheitskriegen von Napoleon abzufallen. Dafür wurde es nach dem Kriege mit dem Verlust von Landesteilen bestraft. So wurde im Jahre 1815 Merseburg preußisch. Damit gab es in dieser Stadt jetzt ein Königlich Preußisches Domgymnasium. Es verstand sich als ein evangelisches Gymnasium, das aber auch anderen Schülern offen stand.

Rektor Hennicke griff sofort zur Feder und schrieb eine Denkschrift an das „hohe Königlich Preußische General-Gouvernement im Herzogthum Sachsen“. Er meinte, dass er doch bei den Preußen für seine beiden wichtigsten Forderungen ein offenes Ohr finden müsste: Merseburg habe nur 7000 Einwohner. Da sei es doch ein Unsinn, dass es hier eine gelehrte Schule und außerdem eine Bürgerschule gäbe. Beide Schulen sollten sofort vereinigt werden. Vor allem anderen aber sollte endlich dieses Singen des Schulchores in den Kirchen abgeschafft werden. Das sei doch sinnlos. Die Preußen haben seine Eingabe ganz bestimmt ordnungsgemäß und ihrer Verantwortung bewusst zu den Akten gelegt. Dort liegt sie heute noch, wenn sie nicht dem zweiten Weltkrieg zum Opfer gefallen ist.

Die Preußen übersandten dem Rektor als Gegengabe die preußische Schulordnung von 1812. Darin stand, welche Vorbildung ein Lehrer am Gymnasium haben musste. Auch der Lehrplan gehörte zur Schulordnung, ebenso, wie der Unterricht zu gestalten war, wie die Leistungen der Schüler beurteilt werden sollten und wie ein ordentliches Abiturientenexamen auszusehen hat. Hohe Ansprüche an die Schule hatte es schon früher gegeben. Aber jetzt sollten sie mit preußischer Gründlichkeit durchgesetzt werden.

Ein besonderes Beispiel bot der Schüler von Kirchmann. Er bestand im Jahre 1821 sein Abitur mit der Note I. Aber die Abiturnoten mussten noch einmal von der „Hallischen wissenschaftlichen Prüfungskommission“ beurteilt werden. Die Kommission erkannte ihm die Note I ab, weil das Prüfungsniveau in Merseburg nicht dem preußischen Standard nach der „Sülvern-

schen Instruktion“ von 1812 entsprach. Rektor Hennicke setzte sich wütend zur Wehr: Er sei selbst der einzige Mathematiklehrer der Schule. Seit seiner Erblindung könne er nicht mehr unterrichten. Sein Antrag auf Pensionierung wurde nicht genehmigt, ebensowenig sein Antrag auf Anstellung eines Mathematiklehrers. Es dürfe doch nicht sein, dass einem sonst in allen Fächern ganz hervorragenden Abiturienten die Benotung herabgesetzt würde wegen eines Umstandes, den in Merseburg weder Rektor noch Schule, erst recht nicht der Abiturient von Kirchmann zu verantworten hätte.

Der Fall „von Kirchmann“ hatte Folgen. Rektor Mag. Hennicke wurde 1822 pensioniert. Zuvor wurde ihm erklärt: Das Domkapitel kann über seinen bisherigen Beitrag hinaus für die Schule nicht stärker zur Kasse gebeten werden. Also geht die 1819 begonnene bauliche Erneuerung des eigentlich nicht mehr zumutbaren Hauses vor. Das geschieht auf Kosten des preußischen Staates. Erst nach Abschluss dieser Arbeiten kann an eine Veränderung des Lehrerkollegiums gedacht werden.

Als Nachfolger von Rektor Hennicke berief man den bisherigen Rektor von Schulpforta, Prof. Dr. Ferdinand Wieck, der zuvor schon einmal Konrektor in Merseburg gewesen war. Man hatte also einen Mann mit Erfahrungen. Der neue Rektor betonte jetzt ganz energisch den Charakter des Gymnasiums als einer Vorbereitungsanstalt für die Universität. Er hielt die preußischen Ordnung ein. Er verständigte sich mit der Prüfungskommission in Halle. Dafür versprach man ihm zusätzliche Lehrkräfte und hielt das auch ein. Einige Lehrer kamen gleich, andere nach 14 Jahren. Aber dann war alles vollständig. So hatte er in Merseburg mehr Freiheiten und auch mehr Möglichkeiten als sein Vorgänger.

Das alte Schulgebäude über dem Kreuzgang wurde noch einmal in einen ordentlichen Zustand versetzt. Danach erhielt das Domgymnasium seinen gewohnten und bewährten Lehrerbestand wieder: Rektor, Konrektor, Subrektor, Quartus und zwei Hilfslehrer. Das waren die Klassenlehrer für Prima bis Sexta. Dazu kamen je ein Fachlehrer für Mathematik, Französisch und Gesang, außerdem ein Schreiblehrer und der Domdiakonus als Religionslehrer für Prima und Secunda. 1836 wurden auch noch ein Zeichenlehrer und ein Turnlehrer angestellt. Nach wie vor übte das Domkapitel das Patronatsrecht durch seinen Scholasticus aus. Das Konsistorium in Merseburg wurde aufgehoben. An seine Stelle trat jetzt das Konsistorium in Magdeburg, Aber der Merseburger Stiftssuperintendent vertrat nach wie vor am Ort das Konsistorium.

Nach preußischer Ordnung sollte im Normalfall jeder Schüler nach 9 Jahren im Gymnasium sein Abitur machen, im Ausnahmefall erst nach 10 Jahren. Für die Schüler bedeutete das steigende Anforderungen. Seit 1821 wurde in Sexta und Quinta außer Latein bereits Griechisch unterrichtet. Dazu kamen Schreiben, Deutsch, Denküben, Arithmetik und Kopfrechnen (5 Wochenstunden), Naturgeschichte, Geschichte, Geographie und Religion (4 Wochenstunden). In Quarta und Tertia wurden lateinische Originaltexte gelesen, beginnend mit Caesars „Gallischem Krieg“. Im Fach Deutsch waren jetzt Schwerpunkte das Schreiben von Aufsätzen und das Deklamieren von Gedichten. Auch die Naturwissenschaften wurden stärker berücksichtigt. In Secunda und Prima wurden auch im Griechischen Originaltexte gelesen. Der Mathematikunterricht wurde erweitert. Wenige Jahre darauf kamen nach Neueinstellung der Fachlehrer noch die Fächer Französisch, Singen, Zeichnen und Turnen hinzu.

Auch Lehrer können einmal krank werden. Das war schon in früheren Zeiten so. Und es war auch später nicht anders. Deshalb sollten aber keine Schulstunden ausfallen. In früheren Zeiten hatte man sich geholfen, indem man zwei Klassen miteinander unterrichten ließ. Davon hielt der Rektor Wieck gar nichts. Fiel ein Lehrer der Unterklassen aus, so ließ er ihn durch ei-

nen geeigneten Primaner vertreten. Fiel ein Oberklassenlehrer aus, dann musste ein Unterstufenlehrer die Oberklasse und ihn ein Primaner vertreten.

Die höheren Anforderungen hatten für die Schule ihren Preis: Die Schülerzahlen sanken. 1830 besuchten gerade noch 122 Schüler das Domgymnasium. Im selben Jahre gingen gerade einmal 6 Schüler nach bestandem Abitur zur Universität.

Doch der Rektor hatte zunächst noch ganz andere Sorgen. Darum machte er eine Eingabe an das zuständige Ministerium und bat um Klarstellung der Zuständigkeiten der Inspektoren und des Rektors. Wenn ihm die Inspektoren in alles hineinregierten, dann habe er selbst ja nichts mehr zu sagen und sei eigentlich nur noch ein besserer Klassenlehrer. Er erhielt eine durchaus diplomatisch formulierte Antwort: So ein tüchtiger Rektor, wie Prof. Dr. Wieck es ist, brauchte eigentlich über sich gar keine Inspektoren. Er sei schon die richtige Dienstaufsicht für seine Lehrer. Aber er müsse einsehen, dass er schließlich nicht nur der Rektor sei, sondern auch selbst als Lehrer zu unterrichten habe. Und da könne er doch wirklich nicht seine eigene Dienstaufsicht sein. Es lägen zwar zu seiner Eingabe noch keine Stellungnahmen von Konsistorium und Domkapitel vor, aber soviel könne man schon sagen, dass die Aufsichtsbehörde in Magdeburg zu weit weg sei, um ständig nach dem Rechten sehen zu können. Darum müsse sie in Merseburg einen bevollmächtigten Vertreter haben. Und das sei nun einmal der Stiftssuperintendent als der Schulinspektor.

Das Merseburger Domkapitel erhielt eine Abschrift des ministeriellen Schreibens. Die Domherren lasen und fanden ein dickes Haar in der Suppe. Hier wurde also die gesamte Aufsicht dem Stiftssuperintendenten zugewiesen. Hatte ihr eigener Scholasticus gar nichts mehr als Schulinspektor zu sagen? Es gab ja Stimmen im Lande, die alle ehemals sächsischen Stifte und Kapitel ganz abschaffen wollten. War das hier etwa schon vorausgesetzt? Da stellten sich die Domherren ganz kräftig auf die Hinterbeine und beriefen sich auf das Schreiben des Kurfürsten August vom 1. Juli 1574, der vier gleichberechtigte Schulinspektoren eingesetzt hatte, den Scholasticus des Domkapitels, dann erst den Stiftssuperintendenten, weiter den Bürgermeister und einen Vertreter der Ritterschaft. Das war ungeschickt argumentiert. In der Antwort des Ministeriums mussten sich die Domherren vorhalten lassen, dass der Bürgermeister schon lange kein Schulinspektor mehr sei, dass es auch längst keinen Schulinspektor aus der Ritterschaft mehr gäbe, es sei also das Schreiben des Kurfürsten von 1574 längst nicht mehr in Kraft.

Der Rektor sah einen neuen Kompetenzstreit an die Schule herankommen. Darum bat er noch einmal dringend um eine „Instruktion“, wer von Rektor und beiden Inspektoren in welcher Sache das Sagen habe. Diese Notwendigkeit sah das Ministerium ein. Es machte einen Entwurf. Aber man sagte, solch eine Instruktion solle schließlich auch für alle ähnlich gelagerten Fälle gelten. Darum musste man den ersten Entwurf noch einmal überarbeiten. Dann übersandte man ihn allen Rektoren. In Kraft getreten ist diese Instruktion - nie. Und die ganze Auseinandersetzung hatte keinerlei Folgen.

Auch eine andere Angelegenheit war ärgerlich für den Rektor. 1828 wurden bei den Schülern des Domgymnasiums polizeiliche Ermittlungen angestellt. Sie standen in dem schwerwiegenden Verdacht, unter den Einfluss des Turnvaters Friedrich Ludwig Jahn geraten zu sein, denn dieser schlimme Mensch wohnte bis zu seinem Tode 1852 in Freyburg an der Unstrut, also gar nicht weit von Merseburg weg. Da hätte es doch sein können, dass sich der eine oder andere Schüler von ihm beeinflussen ließ. Womöglich sympathisierte gar einer mit burschenschaftlichen Verbindungen. Dem musste ganz dringend Einhalt geboten werden. Doch es ist nicht berichtet, dass es bis zur Anklageerhebung gekommen wäre.

Unter den Abiturienten des Domgymnasiums war im Jahre 1852 auch Ernst Haeckel, nach dem die zum Abitur führende Schule eine gewisse Zeit ihren Namen hatte.

Und insgesamt muss man feststellen: Während der über 33 Jahre dauernden Amtszeit von Rektor Prof. Dr. Wieck hat sich die alte Stiftsschule am Dom zu Merseburg wieder einen geachteten Platz unter den höheren Schulen der Provinz Sachsen erworben.

Unter seinem Nachfolger, Rektor Prof. Dr. August Friedrich Scheele, nahmen auch die Schülerzahlen wieder leicht zu. 1857 waren es schon wieder 157 Schüler.

16. Teil

Das alte Domgymnasium im neuen Haus

Man betrachte das Bild, das Louis Gutbier vom alten Domgymnasium gezeichnet hat, dann sieht man dreierlei: Das alte Gymnasium war ein Fremdkörper zwischen Dom, Kreuzgang und Nebengebäuden. Das alte Gymnasialgebäude war für einen neuzeitlichen Unterricht mit etwas größeren Schülerzahlen ungeeignet. Das neue Gebäude von 1880, so schlecht es von vielen geredet wurde, war damals ungleich geeigneter und tut noch heute seinen Dienst, wenn man sich auch eine bessere Angleichung an den Baustil der Umgebung vorstellen könnte.

Am 14. Mai 1878 wurde der Grundstein für das neue Domgymnasium gelegt. Am 18. Oktober 1880 wurde es eingeweiht. Im Herbst 1881 war auch die Turnhalle fertiggestellt. 1883 wurde das alte Domgymnasium abgerissen. Damit war es möglich geworden, den mittelalterlichen Kreuzgang zu restaurieren. Dabei fand die alte Tür des Domgymnasiums einen neuen Platz an der Domküsterei. So blieb sie bis heute erhalten. Die Bibliothek des Domgymnasiums umfasste 1893 die stattliche Zahl von 6164 Bänden.

Die 1822 von Orgelbauer Gerhardt erbaute Orgel wurde nicht in das neue Haus übernommen. Sie wurde durch eine neue Orgel mit ebenfalls zwei Manualen und Pedal und neun klingenden Registern ersetzt. Seit 1904 gab es am Domgymnasium auch ein Schülerorchester. Mit gewissen Unterbrechungen gab es dieses Orchester bis zuletzt.

Der Schulsportplatz des Gymnasiums am Augarten wurde 1905 angelegt, seit 1932 auch vom Merseburger Hockeyclub genutzt. 1907 wurde eine neue Schulordnung des Königlichen Domgymnasiums zu Merseburg erlassen. 1929 legte Wilhelmine Margarete Salomo als erstes Mädchen am Domgymnasium ihr Abitur ab.

So etwa in der Zeit zwischen 1920 und 1930 gab es am Gymnasium einen Studienassessor Timpernagel. Er setzte seinen besonderen Ehrgeiz dahinein, der letzte Rohrstockpädagoge der Schule zu sein. Er soll viel Kraft gehabt haben. Und diese hat er wohl bei seinen Bemühungen nicht geschont, denn er machte von seinem pädagogischen Instrument fleißig Gebrauch, auch in den höheren Klassen. Man erzählt sich, dass manche Schüler nur noch „gepolstert“ in die Schule kamen.

Seit 1925 gab es neben dem Domgymnasium die „Private Realschule“, 1930 zum Reformrealgymnasium weiterentwickelt, später Oberschule für Jungen. Das moderne Gebäude dieser Schule nannten die Merseburger den „Glaskasten“. Die Schüler dieser Schule freuten sich an ihren hellen Klassenräumen. Aber sicher vor Luftangriffen war der Glaskasten nun wirklich

nicht. Nach einem Bombenangriff im Jahre 1944 war er nicht mehr benutzbar. Von 1944 bis 1946 mussten sich Domgymnasium und Oberschule in das Gymnasialgebäude teilen. So hatten die beiden Schulen eine Woche um die andere vormittags oder nachmittags ihren Schulunterricht.

Das Domgymnasium konnte nicht nur sein Gebäude über den Krieg retten. Obwohl Oberstudiendirektor Dr. Rudolph bei besonderen Feiern in seiner SA-Uniform erschien, obwohl auf jeden Fall während des II. Weltkrieges fast alle Lehrer außer Ernst Straube das Parteiabzeichen am Rockaufschlag trugen, war es ein offenes Geheimnis, dass in dieser Schule die Schüler nicht im Nazigeist erzogen wurden. Darum musste das Domgymnasium - wie etliche ähnliche Schulen in Deutschland - in dieser Zeit um seine Existenz bangen. Und wenn es um das Fortbestehen ging, dann war auch Dr. Rudolph in erster Linie der Direktor des Domgymnasiums und erst in letzter Linie Mitglied der Partei. 1945 schied er aus dem Amt mit den Worten: „Es lebe das tausendjährige Domgymnasium!“

Als 1945 in der Sowjetischen Besatzungszone die Lehrer, die der Nazi-Partei angehört hatten, aus den Schulen entfernt wurden, durfte das Domgymnasium die meisten Lehrer behalten. Nur gegen einen einzigen Lehrer des Domgymnasiums wurde vor einer „Entnazifizierungskommission“ verhandelt, Studienrat Dr. Bernhard Gaffrey. Etliche seiner Schüler sagten in diesem Verfahren als Zeugen aus. Dr. Gaffrey wurde freigesprochen. Er hatte unter anderem Deutsch und Geschichte unterrichtet und in diesen Fächern niemals die geringste Nazipropaganda betrieben. Trotz des Freispruchs wurde er nicht wieder eingestellt.

Die Oberschule für Jungen wurde am 12. Oktober 1946 mit dem Domgymnasium vereinigt zur Ernst-von-Harnack-Schule. Am 21. November 1946 hieß es in der Aula des Domgymnasiums: „Buntes aus Hellas und Rom. Das Domgymnasium nimmt Abschied“. Die Festrede hielt dabei Studienrat Dr. Johannes Hertkens. Dr. Hertkens hatte bis zum Kriegsende an der Oberschule unterrichtet. Er wechselte dann im Herbst 1945 an das Gymnasium über und unterrichtete hier Latein, Griechisch und Deutsch. Darum war er sicher für diesen Anlass der geeignete Redner. Viele Teilnehmer der Veranstaltung fürchteten, es sei ein Abschied für immer.

17. Teil

Schulen in der Tradition des Domgymnasiums (1946 - 1991)

Die Ernst-von-Harnack-Schule und in ihr vor allem der altsprachliche Zweig wussten sich in der Tradition des Domgymnasiums. Hier wurde noch Lateinisch und Griechisch unterrichtet. Doch es hing zuweilen an einem seidenen Faden, dass mit dieser Tradition gänzlich gebrochen wurde. Im Frühjahr 1953 wurde in der DDR eine Einheitsschule mit 11 Schuljahren für alle Schüler beschlossen. Das sollte für die Schüler der bisherigen zehnklassigen Schulen eine Erweiterung auf 11 Schuljahre bedeuten, für die bisherigen Oberschulen ein Wegfallen des 12. Schuljahres und damit wohl auch des Abiturs. Außerdem sollten in keiner Schule mehr Lateinisch, Griechisch oder Französisch unterrichtet werden. Gegen diese Verordnung gab es massive Proteste namhafter Persönlichkeiten. Dabei wurde gesagt: „Wenn Latein gestrichen wird, sind wir gänzlich enteuropäisiert.“ Doch im Zusammenhang mit dem um den 17. Juni 1953 in der DDR ausgerufenen „Neuen Kurs“ wurde auch diese Verordnung zurück genommen. Ohne diese Kurskorrektur wäre die Tradition des Domgymnasiums 1953 abgerissen.

Außer Domgymnasium und Reformrealgymnasium (Oberschule für Jungen) gab es in Merseburg seit 1862 die „Höhere Töchterschule“, aus der 1927 das Oberlyzeum hervorging, später Städtische Oberschule für Mädchen, dann Käthe-Kollwitz-Schule. Diese Schule wurde am 1. September 1959 mit der Ernst-von-Harnack-Schule vereinigt zur Ernst-Haeckel-Schule. Man kann darüber streiten, ob „Ernst Haeckel“ für die Schule ein guter Name war als Ansporn für die Schüler, sich seine Lehren zu eigen zu machen. Unstrittig ist, dass man mit diesem Namen sich auf einen Mann berief, der am alten Domgymnasium sein Abitur abgelegt hat. So hat man mit dieser Namensgebung selbst die seit 1983 nur noch zweistufige „Erweiterte Oberschule“ in Merseburg in die Tradition des Domgymnasiums gestellt.

18. Teil

Das neue Domgymnasium (seit 1991)

Wie im 16. Jahrhundert aus der alten bischöflichen Domschule und den verschiedenen Klosterschulen die neue „Stiftsschule am Dom zu Merseburg“ geworden war, so wurden 1991 die Traditionen der verschiedenen zum Abitur führenden Schulen in der Stadt Merseburg vereinigt zum neuen Domgymnasium, das sich schon mit seinem Namen zur über tausendjährigen Tradition der Merseburger Domschule bekennt. Es wurde am 27. September 1991 mit einem Festakt im Dom feierlich eröffnet. Mit diesem neuen Domgymnasium hat der hohe Bildungsanspruch der Merseburger Domschule eine neue Zukunft bekommen.

Inhalt

Vorwort	1
Wie alles begann	2
Wir haben wieder einen Bischof !	11
Die Domschule bekommt Konkurrenz	12
Leipzig bekommt eine Universität	14
Kinderfresser im Eselstall (Zeit der Reformation)	15
In Merseburg soll eine Landesschule entstehen	17
Die Humanistenschule	19
Die erneuerte Stiftsschule am Dom zu Merseburg	20
Die Stiftsschule im Dreißigjährigen Krieg	24
Die einzige höhere Schule im Land (Herzogszeit)	25
Schule ohne Dienstaufsicht (Kursächsische Zeit)	29
Das Philanthropinum und der Mann nach der Uhr	31
Kompetenzgerangel unter Schulinspektoren	32
Die Entwicklung der Schule unter Kursachsen	36
Das Königlich Preußische Domgymnasium im alten Haus	39
Das alte Domgymnasium im neuen Haus	42
Schulen in der Tradition des Domgymnasiums (1946 - 1991)	43
Das neue Domgymnasium (seit 1991)	44